GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XIX.

SADISMUS

UND

MASOCHISMUS

VON

DR. A. EULENBURG,
GEH. MED.-RATH UND PROFESSOR IN BERLIN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

Sexualleben und Nervenleiden.

Die

nervösen Störungen sexuellen Ursprungs.

Nebst einem Anhang über

Prophylaxe und Behandlung der sexuellen Neurasthenie.

Von

Dr. **Leopold Loewenfeld,**
Specialarzt für Nervenkrankheiten in München.

Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Preis: M. 5.—.

Inhaltsübersicht:

GRENZFRAGEN
DES
NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. med. H. KURELLA IN BRESLAU.

NEUNZEHNTES HEFT:

SADISMUS
UND
MASOCHISMUS

VON

Dr. A. EULENBURG,
GEH. MED.-RATH UND PROFESSOR IN BERLIN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

SADISMUS

UND

MASOCHISMUS

VON

DR. A. EULENBURG,
GEH. MED.-RATH UND PROFESSOR IN BERLIN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.



Erklärung und Ableitung der Begriffe „Sadismus“ und „Masochismus“. Ihr Wesen, ihre Bedeutung. Active und passive Algolagnie.

Zu den merkwürdigsten, vom individual-psychologischen und sociologischen Standpunkte gleichermafsen interessanten psychosexualen Abnormitäten gehört unzweifelhaft jene eigenartige Vermischung von Wollust und Grausamkeit, die wir im Hinblick auf einen ihrer jedenfalls markantesten Typen, ihren in Theorie und eigener Lebenspraxis bewährtesten, meistgenannten literarischen Vertreter als **„Sadismus“** bezeichnen.

Freilich drängt sich beim Versuche einer schärferen Begriffsbestimmung sofort die Schwierigkeit auf, dass der Ausdruck „Sadismus“, der von französischen Autoren, Volksgenossen des Marquis de Sade, ursprünglich geprägt und bei uns durch Krafft-Ebing's vielverbreitete Psychopathia sexualis in Curs gesetzt wurde, in der französischen und deutschen Literatur keineswegs in derselben Bedeutung oder wenigstens nicht in dem nämlichen Begriffsumfange Geltung erlangt hat. In der französischen Literatur gilt dieser Ausdruck vielfach als Collectivbezeichnung für eine recht ansehnliche Zahl psychologisch wohl in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse stehender, aber in ihren Aeusserungen und Erscheinungsweisen überaus heterogen gestalteter psychosexualer Abnormitäten oder „Perversitäten“ — deren männliche oder weibliche Träger man demgemäss als Sadisten („sadistes“), deren hierhergehörige Handlungen man als sadistische oder sadische Acte („actes sadiques“) bezeichnet. Das Wort „Sadismus“ wird dabei fast gleichwerthig mit der weitestgehenden „Abirrung des Geschlechtssinnes“ (aberration du sens génésique) im Sinne von Moreau de Tours, dem Schöpfer dieser vielgebrauchten und missbrauchten Bezeichnung. In diesem Sinne finden wir es, um nur einzelne literarische Beispiele hervorzuheben, in dem inhaltreichen Werke von A. Coffignon (la corruption à Paris; 22. Capitel: „le sadisme“ pag. 315 ff.) und ebenso bei Leo Taxil (la corruption fin de siècle,

nouvelle édition, Paris 1894; „le sadisme“ pag. 213 ff.). Coffignon reiht in die Schar der „sadistes“ als der geistigen Abkömmlinge des „berühmten Marquis“ alle in der Liebe Blasirten, nach einer neuen Sensation lüstern Haschenden, die Erotomanen, die „maniaques en amour“; er kommt so zur Aufstellung von drei Hauptgruppen, den „blasés“, den „monomanes“ und endlich den „passionels“, unter denen sich aber nur die letzteren mit dem bei uns gebräuchlichen Begriffe des „Sadismus“ einigermafsen decken, indem sie sich ihrer „Passion“ entsprechend in gewaltsamen Handlungen bethätigen und dabei entweder in den Leiden Anderer Befriedigung finden, oder aber (gleich unseren „Masochisten“) auch durch selbsterlittenen, selbstempfundenen Schmerz geschlechtlich erregt werden. Wenn Coffignon freilich ausser dem Flagellantismus auch die „Sodomie“ mit Frauen und die Päderastie hierher rechnet, hat er den Begriff des Sadismus — auch abgesehen von der Einbeziehung des Masochismus — weit über die bei uns anerkannten Grenzen hinaus willkürlich ausgedehnt und eigentlich jedes festeren thatsächlichen Criteriums beraubt, so dass im Grunde nur der ziemlich vage Zug des krankhaft Leidenschaftlichen (Passionellen) als gemeinsamer Ausgangspunkt oder verbindendes Merkmal der darunter befassten geschlechtlichen Verirrungen zurückbleibt.

Entgegen dieser zu völliger Verwaschenheit und Verflüchtigung führenden Ueberdehnung des Begriffes hat Krafft-Ebing bereits in den älteren Auflagen seiner Psychopathia sexualis eine allerdings eng umgrenzte, aber in dieser Umgrenzung anscheinend scharfe und folgerichtige Definition des „Sadismus“ geschaffen. Danach ist „Sadismus“ eine Form sexualer Perversion,

> „welche darin besteht, dass Acte der Grausamkeit, am Körper des Weibes vom Manne verübt, nicht sowohl als präparatorische Acte des Coitus bei gesunkener Libido und Potenz, sondern sich selbst als Zweck vorkommen, als Befriedigung einer perversen Vita sexualis“.

Consequenterweise hat denn auch Krafft-Ebing im Gegensatz dazu den Ausdruck **„Masochismus“** eingeführt — nach dem (am 9. März 1895 verstorbenen) Schriftsteller Leopold von Sacher-Masoch. Unter den Begriff des Masochismus als sexualer Perversion sollen die Fälle gehören,

> „wo der Mann, auf Grund von sexuellen Empfindungen und Drängen sich vom Weibe misshandeln lässt und in der Rolle des Besiegten statt des Siegers sich gefällt“.

An den Benennungen an sich ist ja wenig gelegen; immerhin lassen sich gegen die von Kraft-Ebing aufgestellten, einengenden und schematisirenden Definitionen manche, schon vom empirischen Standpunkte wohlbegründete Bedenken erheben. Wie man leicht erkennt, laufen die Krafft-Ebing'schen Definitionen darauf hinaus, im „Sadismus“ wesentlich nur eine krankhafte Steigerung des „normalen“ Geschlechtsverhältnisses, der Eroberung des Weibes durch den Mann — im „Masochismus“ dagegen eine krankhafte Umkehr dieses Verhältnisses zu statuiren. Wenn dem so wäre, könnte der „Sadist“ nicht der als solcher characterisirte Gegenpol seiner eigenen Persönlichkeit — nicht zugleich „Masochist“ sein, was dennoch häufig der Fall ist — wie Beispiele genug aus Leben und Literatur, und vor Allem gerade aus den Werken dés denkwürdigsten literarischen Gesammtvertreters aller psychosexualen Perversionen, de Sade's, selbst beweisen. Ein bei de Sade besonders beliebtes, häufig angeschlagenes und in theoretischen Excursen breit ausgesponnenes Thema ist gerade der Gedanke, dass die Marter als solche zugleich Genuss sein kann, dass sie es nicht bloss für den auferlegenden activen Theil, sondern — durch eine Art von Autosuggestion — fast ebenso sehr für das erduldende Opfer selbst werden kann; weshalb beide Theile auch bei ihm vielfach nicht abgeneigt sind, die Rollen wenigstens zeitweise mit einander zu vertauschen. Man sehe z. B. Roland, der sich von Justine aufhängen lässt (in Band IV der Justine) und die im Vorgenusse bevorstehender Folterung nnd Hinrichtung schwelgenden weiblichen Opfer: Amélie in Band III der Justine, Juliette und Clairvil in Band II, Juliette und Olympia in Band V der Juliette. Im kleineren Maſsstabe lehren auch die Erfahrungen beim Flagellantismus dasselbe. Dass Wollust im erduldeten nicht minder wie im zugefügten Schmerz denkbar und wirksam ist, lehrt ja ohnehin fast auf jeder Seite die Märtyrergeschichte aller Religionen und Culte — die mit Selbstpeinigung und freiwilliger Selbstverstümmelung einhergehende Ausartung des antiken Heidenthums, des Kybeledienstes und anderer vorderasiatischer Culte so gut wie die Askese der Fakire und Büsser, die Geschichte der Skopzen und verwandter gräcorussischer Secten, und die Einzelgeschichte ungezählter religiöser Fanatiker. Aus dem freiwillig gewählten Leiden erwuchs ihnen höchste Wonne, die Verzückung des Schmerzes löste sich in Ohnmacht; der Tod selbst, die letzte bleibende Ohnmacht, wandelte sich nicht selten zur Verwirklichung äusserster wollustvoller Ekstase. Eür eine krankhaft veranlagte oder in abnorme Richtung gedrängte Empfindungsweise können mit dem Gedanken des Gemartertwerdens und schon mit dem blossen Vorgefühl der zu erwartenden Martern sich eigene, reizvoll prickelnde und stachelnde Emotionen verknüpfen, wie andererseits auch Eitelkeit und Ehrgeiz im wetteifernden standhaften Ertragen der Martern (man denke nur an die

sich zu den Altären der Artemis Orthia drängende spartanische Jugend und an die prahlerische Feindesverhöhnung an den Marterpfahl geketteter Indianer) stolze Befriedigung findet.

Wie aus diesem anticipirten Hinweise auf später noch eingehender zu erörternde Fragen sich wohl ergiebt, lassen sich die Krafft-Ebing'schen Definitionen, soweit damit nicht bloss gewisse substitutive Geschlechtsacte als solche characterisirt, sondern auch verschiedene Typen und Categorien sexualperverser Individuen gekennzeichnet werden sollten, in so scharfer Umrissenheit nicht aufrecht erhalten. Die angegebenen Begriffsfassungen erscheinen übrigens auch insofern zu eng, als danach unter „Sadismus“ lediglich grausame Handlungen, die von Männern verübt — unter „Masochismus“ nur solche, die von Männern freiwillig erduldet werden, zu gehören scheinen; während doch oft genug auch Männer gegen Männer, Weiber gegen Weiber, und (last not least), in völliger Umkehr der Krafft-Ebing'schen Formel, Weiber gegen Männer sadistisch wüthen — ja der „masochistische“ Mann genau genommen in der Regel das „sadistische“ Weib zur Voraussetzung hat, da er (wie u. A. auch die eigene Lebensgeschichte und das literarische Schaffen Sacher-Masoch's bestätigt) nur bei diesem die Erfüllung seiner Wünsche, die Krönung des seiner Phantasie vorschwebenden Frauen-Ideals findet. Thatsächlich sind die meisten Romane Sacher-Masoch's und seiner Nachahmer (Schlichtegroll und Anderer) im Grunde weit mehr drastische Illustrationen und, wenn man will, Glorificationen dieses sadistischen Weibtypus als des masochistischen Mannes. Der Mann ist dabei zwar immer der „geschlagene“, aber recht oft doch der unfreiwillig und ungern geschlagene, das schwächlich duldende Opfer einer siegberauschten sadistischen Tyrannin, das seinerseits nur selten auf die Dauer in diesem Opferspiele etwas Beglückendes oder auch nur Befriedigendes findet. — Es ist also ein Mangel der Krafft-Ebing'schen Definition, dass sie nur Acte heterosexueller, nicht auch homosexueller Grausamkeit, und dass sie nicht auch den weiblichen Sadismus — der vielleicht häufiger ist, als man ahnt — einschliesst. Man muss ferner von der Erfahrungsthatsache ausgehen, dass der im Krafft-Ebing'schen Sinne als „Sadist“ zu Bezeichnende in zahlreichen Fällen eben nicht rein typischer Sadist ist, sondern zugleich Masochist, zugleich aber auch „sexualpervers“ in noch allen möglichen anderen Richtungen sein kann — Päderast, Nekrophile und Zoophile, Exhibitionist, Koprophage und tout le reste, wofür gerade die de Sade'schen Schriften eine an Beispielen überreiche, in ihrer Art unerschöpfliche Fundgrube bilden. Für die psychologische Analyse des Sadismus kommt es jedenfalls nicht sowohl auf den Umstand an, dass Acte der Grausamkeit gerade von Männern an Frauen (oder auch umgekehrt) verübt werden — sondern das Wesentliche ist

und bleibt, dass mit der geschlechtlichen Lustbefriedigung überhaupt das Begehen, oder Erdulden, oder (als Drittes) sogar nur das — sinnliche oder geistige — Anschauen gewaltsamer und grausamer Handlungen als ein schlechterdings dafür nothwendiges, unentbehrliches Ingrediens untrennbar verknüpft wird.

„Sadismus“ und „Masochismus“ sind also nur in der Theorie sich ausschliessende Gegensätze; sie sind in Wahrheit einander verwandte und innerlich nahestehende Aberrationen, die, gleich so vielem anscheinend Gegensätzlichem, in der menschlichen Psyche nicht selten vereint, neben und durcheinander in demselben Individuum verwirklicht angetroffen werden. Ihr gemeinschaftlicher Zug ist eben, dass **Schmerz** — sei er zugefügt oder erduldet, oder auch selbst nur in der Vorstellung (illusionär oder imaginär) existirend — zur Quelle von **Wollustgefühl** wird; dass er auf diesem Wege geschlechtliche Erregung und die dem Individualempfinden gemässe Möglichkeit sexualer Befriedigung auslöst. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint es gerechtfertigt, „Sadisten“ und „Masochisten“ unter dem beide Categorien umfassenden Begriff der durch Schmerz in geschlechtliche Erregung Versetzten, der **„Algolagnisten“** (*ἄλγος* und *λαγνεία*) zu vereinigen. Der von Schrenck-Notzing ursprünglich empfohlene, von mir übernommene und neuerdings auch von anderer Seite häufiger in Gebrauch gezogene Ausdruck „Algolagnie“ umfasst also die psychosexualen Anomalien in Form des „Sadismus“ so gut wie des „Masochismus“ — mag man auch, mit Schrenck-Notzing, jene als „active“, diese als „passive“ Algolagnie unterscheiden. Um den Thatsachen volle Rechnung zu tragen, müsste man streng genommen noch eine dritte, so zu sagen zahmere Abart oder Spielart, der ideellen (illusionären) Algolagnie aufstellen, wobei die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung in psychisch-onanistischer Weise lediglich aus der autosuggestiv producirten und lebhaft appercipirten Vorstellung verübter oder erlittener Misshandlung geschöpft wird. Indessen da es sich doch auch dabei immer wieder um — wenn auch noch so blasse — Abbilder ihrem Inhalte nach sadistischer oder masochistischer Vorgänge handelt, so können diese Bewusstseinzustände den psychosexualen Categorien der „activen“ und „passiven Algolagnie“ als Unterformen an entsprechender Stelle eingereiht werden. Für den Einzelfall besteht ja ohnehin keine feste Abgrenzung. Wie leicht kann sich aus dem scheinbar harmlosen Gedankensadisten bei Gelegenheit ein bedenklicher Wirklichkeitsadist entpuppen — während umgekehrt dieser bei der Unmöglichkeit realer Befriedigung oder bei fortschreitendem Verfalle zum delirirenden Gedankensadisten herabsinkt[1]).

---

[1]) Einen Typus dieser Art schildert u. A. der Roman „L'échelle“ von Poinsot und Normandy, Paris, Fasquelle 1901). — In gewissen Sinne lässt sich de Sade selbst (vergl. den biographischen Abschnitt) hierher rechnen.

Bei der „activen“ Algolagnie also haben wir fremden — bei der „passiven“ eigenen, zunächst in der Regel physischen Schmerz übertönt, übercompensirt durch ein Element psychischer Lust, oder geradezu als Quelle eigenartigen psychischen Lustgefühles. In beiden Fällen ist übrigens, wie schon hier bemerkt sein mag, der Begriff des „Schmerzes“ nicht in zu enger Abgrenzung zu fassen; vielmehr ist er zum Unlustgefühle überhaupt zu erweitern, und es ist neben dem physischen ganz besonders der psychische (moralische) Schmerz, wie er z. B. durch tiefste Demüthigung, Erniedrigung, Beschimpfung, durch freche Verletzung und Verhöhnung des Schamgefühls u. s. w. erzeugt wird, als meist ebenso wirksamer, wenn nicht wirksamerer lusterregender Factor mit in Rechnung zu ziehen. Denn auch dies Alles kann, so unbegreiflich und so widersinnig es erscheint, verübt oder erduldet gleichermafsen zur Quelle psychischen Lustgefühls werden; und so kann der „Masochist“ nicht bloss in den empfangenen Peitschenhieben, sondern noch mehr in der auferlegten Demüthigung schwelgen, die Fusszehen oder andere noch unappetitlichere Körpertheile seiner „Herrin“ zu lecken, oder ihren Urin zu trinken — während für den „Sadisten“ die gewaltsame Entblössung und schmutzige Besudelung seines Opfers einen noch höheren Affectionswerth haben kann, als dessen Misshandlung und Marterung. Alle diese Dinge müssen uns klar machen, dass wir uns hier auf Gebieten des Seelenlebens bewegen, wo die als naturgemäss geltenden, gewöhnlichen („normalen“) Beziehungen und Verknüpfungen abgerissen, verwirrt, durch neue und fremdartige, den Character des Krankhaften an sich tragende Associationen ersetzt sind — und dass wir es also mit ihrem Wesen nach als krankhaft zu betrachtenden, primär associatorischen Störungen des seelischen Mechanismus, von freilich sehr ungleicher Schwere und Bedeutung im Einzelfalle zu thun haben, aus denen die unmittelbar ins Auge fallenden krankhaften Aeusserungen des Trieblebens mit causaler Nothwendigkeit resultiren. Der ärztlichen Wissenschaft erwächst hieraus die Aufgabe, Ursachen, Erscheinungsformen und Wirkungen dieser Störungen näher ins Auge zu fassen, und hinsichtlich ihrer Rückwirkung auf das gesammte körperlich-seelische Verhalten der betreffenden Individuen, sowie auch hinsichtlich der Möglichkeit wirksamer Beeinflussung und Behandlung eingehend zu erforschen.

Die physiologischen und psychologischen Wurzeln der Algolagnie (des „Sadismus" und „Masochismus").

Insofern sich im Sadismus (in der Algolagnie überhaupt) krankhafte Erscheinungen des Seelenlebens manifestiren, gehört er als psychosexuale Abnormität den Gebieten der Psychopathologie und der Psychiatrie an. Insofern sich im Sadismus Antriebe und Gesinnungen enthüllen, die man wenigstens innerhalb unserer „civilisirten" Culturwelt übereingekommen ist, als antisocial und daher antimoralisch zu stigmatisiren, und insofern die Gefühls- und Denkweise des „Sadisten" nur zu häufig in Handlungen gipfelt, die, den Charakter des Verbrecherischen an sich tragend, ihren Thäter mit dem Strafgesetz in ernsten Conflict bringen, gehört der Sadismus zugleich ins Bereich der socialen Pathologie und der Criminologie, und sein Träger wird zum unfreiwillig interessanten Studienobject criminalistischer, criminal-anthropologischer und sociologischer Forschung. Schwierig, wenn nicht hoffnungslos muss es für den Augenblick noch erscheinen, die verschiedenen hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte mit einander auszugleichen und zu verbinden. Am ersten dürfen wir auf ein Gelingen dieser Bestrebungen rechnen, wenn wir versuchen, den individual-psychologischen wie den tieferen anthropologischen und sociologischen Ursprüngen des Sadismus so weit wie möglich nachzugehen, und seine blossliegenden Wurzeln in der menschlichen Natur, die Ursachen seines Wachsthums in der gesellschaftlichen Organisation überhaupt oder in gewissen, innerhalb bestimmter Zeitperioden seuchenartig um sich greifenden Krankheitzuständen des Gesellschaftskörpers zu ermitteln.

Leichter freilich als diesen an erschreckenden Abgründen der menschlichen Natur unmittelbar vorbeiführenden Weg einzuschlagen erscheint es, sich im Tone des Moraleiferers oder des plädirenden Staatsanwalts über Lasterhaftigkeit und Verderbtheit, über Corruption und Perversität des Einzelnen oder gleich ganzer Zeitrichtungen und Gesellschaftsschichten sittlich zu entrüsten. Aber das Alles sind doch leere Worte, und als Naturforscher, die wir Aerzte doch sein und bleiben wollen, haben wir die Pflicht und die Aufgabe, uns nicht so leichten Kaufes abspeisen zu lassen, sondern *begreifen* und *verstehen* zu wollen, d. h. die Dinge in ihren natürlichen Zusammenhängen und Entwickelungen als causal bedingt, als nothwendig, und in diesem Sinne zunächst als jenseit jeder subjectiven moralischen Werthschätzung liegend objectiv zu *erkennen*.

Welche Mafsstäbe man übrigens im Einzelnen auch anzulegen gewillt ist — jedenfalls zieht sich, wie alle wirklichen Beobachter und Kenner dieses Gebietes stets zugegeben haben, hier ein recht breiter Grenzsaum als Uebergang zwischen „Irrsinn" und „Criminalität", indem einerseits ein geringer Procentsatz von Irrsinn mit einem grossen Quantum verbrecherischer Neigungen und Antriebe, andererseits eine geringe verbrecherische Beimischung mit einem bedeutenden Quantum von Irrsinn gepaart sein kann. Alle Uebergangstufen finden sich hier von der mehr oder minder schweren angeborenen und ererbten Belastung zu der ausgebildeten Psychopathie; und wie flüssig und labil sind die Unterscheidungen, wie unsicher und schwankend wird selbst das Urtheil des erfahrenen Sachverständigen, wenn es sich um Bestimmungen der „Zurechnungsfähigkeit", um Grenzabsteckungen des „unüberwindlichen Triebes" einerseits und der für das Individuum noch allenfalls überwindbaren verwerflichen, antisocialen Willensrichtung andererseits handelt!

Wir sind von der im Sadismus zu Tage tretenden eigenartigen Vermischung von W o l l u s t und G r a u s a m k e i t ausgegangen. Woher kommt Grausamkeit überhaupt? ist sie nur dem Menschen eigen, bei dem G a l l ein eigenes Organ der Grausamkeit nachweisen zu können glaubte, ist der Mensch wirklich „l'animal méchant par excellence"? — ist der Hang zur Grausamkeit der menschlichen Natur tief eingepflanzt, als einer ihrer Grundtriebe, wie es der grosse philosophische Vertreter des Pessimismus anzuerkennen scheint, indem er neben dem „M i t l e i d", das das fremde Wohl, und dem „E g o i s m u s", der das eigene Wohl will, die „B o s h e i t", d i e d a s f r e m d e W e h w i l l — es also gewissermafsen uneigennützig, frei von egoistischen Sonderinteressen will — als dritten gleichberechtigten Componenten unserer Willensantriebe hinstellt? Sicher giebt es neben der bewussten auch unbewusste Grausamkeit; sicher ist der Hang dazu auch in geistig schwächeren oder noch unmündigen Geschöpfen vorhanden und sogar (wie die Grausamkeitsgelüste der Kinder und Frauen lehren) oft besonders entwickelt. Und diese unbewussten Grausamkeitsregungen erscheinen wiederum nur als besondere Aeusserungsformen eines durch die ganze Natur, durch alles Geschaffene sich hindurchziehenden gewaltigen Z e r s t ö r u n g s- und V e r n i c h t u n g s t r i e b e s, der gewissermafsen die eine Seite der Dinge repräsentirt — die Natur selbst von der T o d e s seite gesehen, während sie uns in ihrer unerschöpflich neu gebärenden und neu erzeugenden Urkraft von der L e b e n s seite erscheint. Wie Leben und Tod, Aufbau und Zerstörung im Universum, so erscheinen Zeugung und Vernichtung, Weltlust und Grausamkeit als entgegengesetzte, aber deshalb sich gegenseitig fordernde, untrennbar zusammengehörige Pole des menschlichen Naturbedingtseins. Auf dem engeren erotischen

Gebiete ist Grausamkeit in der Liebe, und Wollust in der Grausamkeit ein unmittelbar zugehöriges Moment, ein fast niemals ganz auszuscheidender Factor. Das spiegelt sich schon in uralten mythologischen Vorstellungen und Culten; erscheinen doch bei Indern und Chaldäern die Gottheiten der Liebe, der Zeugung und Wollust, zugleich als Sinnbilder des Todes und der Vernichtung; es sei nur an den indischen Siwa-Cultus, an den babylonisch-assyrischen Cultus der Istar-Beltis (der griechischen Mylitta), an die Dienste der phönicischen Astarte, der egyptischen Isis, an den vorderasiatischen Kybele-Cultus mit seinen Mysterien, mit den sich prostituirenden Hierodulen und den sich geisselnden und entmannenden Priestern (Gallen) erinnert. Die kyprische Liebesgöttin selbst geht aus einem Grausamkeitsakte hervor — das von seinem Sohn und Erben in der Herrschaft abgeschnittene Zeugungsglied des Kronos fällt ins Meer und befruchtet dieses zur Geburt Aphrodites. Ihre Nachahmer und Nachfolger finden die sich selbst entmannenden Gallen des Kybele-Dienstes in der (um 250) nach Origenes Vorbild auftauchenden ersten christlichen Secte der „Castraten" (Valerianer) — der Vorläufer der noch jetzt florirenden russischen Skopzen. Auch bei manchen der heutigen Culturvölker, z. B. gewissen südaustralischen Stämmen wird eine freiwillige Halbentmannung -- eine Art künstlicher Hypospadie — als anscheinend religiöser Act angegeben. Bei Weibern werden Infibulation, Ausschneidung der Clitoris, ja selbst der Brüste und Eierstöcke in gleicher Weise vielfach geübt; es sei nur an die Infibulation der abessinischen Mädchen, an die Clitoridektomie bei den Frauen der Joaros am oberen Amazonenstrom (nach Mantegazza), an die Ovariotomie bei Eingeborenen in Südaustralien und ebenfalls bei gewissen russischen Sekten erinnert.

Natürlich ist nicht jede grausame Handlung ohne Weiteres ein sadistischer Act. Sie wird dies vielmehr erst, wenn sie Wollust erweckt und wenn sie daher zum Zwecke der Wollusterregung (absichtlich oder unabsichtlich) gesucht und geübt wird.

Immerhin muss man schon hierbei sich gegenwärtig halten, dass, was wir unter „Wollust" verstehen, eine zwar hauptsächlich, aber doch nicht ausschliesslich an die eigentlichen Sexualempfindungen gebundene, höchste und sublimirteste Lust ist; und wir müssen also auf die geheimnissvollen, in noch räthselhaften Veranlagungen unseres Nervenapparates wurzelnden ursprünglichen Verkettungen der elementaren Gefühle von „Lust" und „Unlust" zurückgehen. „Es giebt", wie Eduard von Hartmann mit Recht sagt, „keine Lust, die nicht einen Schmerz enthielte, und keinen Schmerz, mit dem nicht eine Lust verknüpft wäre". Ganz besonders kommt diese Mischung beider Gefühlscomponenten

bei allen Empfindungen auf dem religiösen Gebiete zur Geltung — in viel weiterem Sinne und Umfange, als aus den citirten Beispielen hervorgeht; vor Allem in den religiösen Anschauungen über Werth und Bedeutung des Opfers. Und grade hier finden wir einen Schlüssel der activen nicht bloss, sondern auch der passiven Algolagnie. Wenn das dargebrachte Opfer in Selbstpeinigung (Askese) besteht, so wird eben diese in der inbrünstigen Hingebung zugleich als Lust empfunden; sie führt bis zur „Ekstase", einem Seelenzustande, wobei die Vorstellung der freiwillig erduldeten Qualen nur als höchste Lust erweckendes Moment, ohne das scheinbar zugehörige Schmerzgefühl, im Bewusstsein hervortritt — wobei das Schmerzgefühl durch das unendlich stärkere Lustgefühl verdrängt und unwirksam gemacht, gleichsam übercompensirt ist. Man kann dabei an analoge Beispiele aus hypnotischen Zuständen denken. — Andererseits kann auch das dem Mitleid entspringende Gefühl für die Qualen Anderer durch ein höheres Lustgefühl im Bewusstsein gänzlich verdrängt und ausgelöscht werden — wenn z. B. ein Arbues oder Torquemada im stolzen Gefühl, die Seelen seiner Opfer von ewiger Verdammniss errettet zu haben, deren von ihm verhängte zeitliche, physische Leiden und Martern frohlockend mitansieht.

Dass die „mystische Erotik aus Religion, Wollust, Grausamkeit zusammenfliesst" hat u. A. Novalis, der Dichter des Todes im Roman der blauen Blume (Heinrich von Oftendinger) feinsinnig ausgesprochen. In engster tausendfacher Verknüpfung enthüllen sich die Beziehungen zur Grausamkeit führender religiöser Mystik und Erotik in den Märtyrer- und Heiligengeschichten aller Zeiten, wo wir überall das Umschlagen in Acte der Selbstpeinigung sowohl wie der an Anderen verübten Peinigungen beobachten; es sei an die ersten christlichen Einsiedler, an die Satzungen so vieler Mönchs- und Nonnenorden und an die Erlebnisse ihrer Stifter und Stifterinnen, an das Leben der heiligen Therese, der heiligen Catharina von Cardone, der Magdalena Pazzi, der Elisabeth von Genton und so vieler anderer im Geruche der „Heiligkeit" stehender Frauen, an die (noch in anderem Zusammenhange zu betrachtenden) Verirrungen des kirchlichen Flagellantismus erinnert.

Ueberhaupt aber muss auf die nicht bloss dem religiösen Gebiet eigene, sondern in viel weiterer Verbreitung auftretende Freude am Grausamen hingewiesen werden, wie sie sich fast zu allen Zeiten und bei allen Nationen in dem vielbegehrten und gesuchten Zuschauen bei Acten der Gramsamkeit, bei Gladiatorenkämpfen, Martyrien, Hinrichtungen, wie bei Thierkämpfen, Stiergefechten u. s. w. bethätigte und, soweit es der aufgelegte dünne Culturfirniss nur irgend ermöglicht, auch jetzt noch bethätigt. Bei kräftig und brutal angelegten Naturen kann sich die Freude am Zuschauen bis zum Drange eigener Mitwirkung

versteigen — Peter der „Grosse“, der einen seiner Strelitzen eigenhändig köpft. Aber selbst für mitleidig veranlagte Individuen übt das Zuschauen bei Acten der Grausamkeit, ja unter Umständen schon das Hören und Lesen davon und das Betrachten von Abbildungen einen überaus starken Reiz aus, der sie nicht loslässt, sie magisch gebannt hält, und, wie man bei offener Aussprache oft hören kann, vorübergehend die sonderbasten Ideen-Associationen in ihnen auslöst. Die gelangweilte Blasirtheit endlich wird dadurch aufgerüttelt und zum Aufsuchen neuer, noch nicht verbrauchter und abgestumpfter Reizmittel für die erschlaffenden Sinne gestachelt. So werden auch Kunst und Literatur — wie wir das im Einzelnen noch erörtern werden — zum Dienste algolagnistischer Zwecke vielfach herangezogen; ja sie treten, einer Zeitströmung, der sie sich nicht entziehen können, gehorchend unbewusst in den Kreis solcher Aufgaben, um dann freilich durch ihre Leistungen wiederum jene Strömung mächtiger und verderblicher anschwellen zu lassen — ein verhängnissvoller, unentrinnbarer Circulus vitiosus!

Treten wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen an das engere Problem der Vermischung von Grausamkeit und Wollust im „Sadismus“ und „Masochismus“ näher heran, so ergeben sich dafür **aus dem Wesen der geschlechtlichen Vorgänge selbst** gewisse physiologische und psychologische Anhaltspunkte; wir können so einigermaſsen die Grundmotive aufdecken und übersehen, die in weiterer, excessiver (individuell krankhafter) Steigerung zu den Erscheinungen der activen und passiven „Algolagnie“ führen. Ich möchte namentlich an drei Fundamentalthatsachen psychosexualer Erfahrung erinnern:

1. Grausamkeit (oder, genauer ausgedrückt, der Trieb Schmerz zuzufügen und eventuell zu erdulden) ist mit der geschlechtlichen Begier physiologisch und psychologisch verbunden.
2. Die geschlechtliche Befriedigung im Geschlechtsacte selbst ist mit Grausamkeit verbunden.
3. Die nach dem Geschlechtsgenusse (zumal beim Manne) sich geltendmachende körperliche und seelische Reaktion entladet sich in Widerwillen gegen den Genusstheilnehmer und in verstärktem Antriebe zu Grausamkeiten ihm gegenüber.

Diese Erfahrungssätze bedürfen einer etwas eingehenderen — und natürlich zum Theil einschränkenden — Erläuterung.

1. Aus der voraufgehenden, kürzere oder längere Zeit ungestillt bleibenden Geschlechtsbegierde, der sexualen „Libido“ entspringt ein Unlustgefühl, das sich gern in Acten der Gewaltsamkeit und der Grausamkeit entladet. Auch viele Thiere (Kühe, Stuten, Hühner — Büffel, Hunde, Störche, Tauben u. s. w.) werden in Zeiten des geschlechtlichen Erethismus derartig erregt, dass sie Alles was ihnen zu nahe kommt, sogar den Gegenstand ihrer Begierde selbst, beissen und tödten. Das Beissen speciell ist überhaupt eine häufige Begleiterscheinung der sexualen Erregung — vielleicht (im Sinne von G. Jäger) auf Grund der engen Beziehungen des Geruchsinns zur Wollust, indem der Innervationsapparat der Beissmuskeln durch den geschlechtlichen Ausdünstungsgeruch in analoger Weise wie sonst durch Nahrungsgerüche reflectorisch erregt wird. Auch das Küssen — das übrigens, wie es scheint, dem „Urmenschen“ gänzlich unbekannt war und als ein noch jetzt lediglich der weissen Rasse zukommendes Prärogativ betrachtet wird — ist ja im Grunde nur ein gemildertes und besänftigtes oder, wenn man will, symbolisch andeutendes Beissen. Es dürfte nicht ganz abzuweisen sein, dass, wie Gustav Jäger annimmt, die Geruchstoffe auch bei gewissen sadistischen Erscheinungen eine wesentliche Rolle spielen, indem z. B. beim Lustmord der Angstduft des Opfers auf den Thäter anregend, Lustgefühl erweckend wirkt — wie ja auch in der Thierwelt beim Spielen der Katze mit der Maus, beim Wegtragen der Beute durch Raubthiere u. s. w. solche durch Angststoffe erweckte Lustgefühle mitbetheiligt sein mögen (man dürfte auch an die bei rein ästhetischer Betrachtung unerklärliche Vorliebe für „haut gôut“ und dessen Erzielung durch Hetzen des Wildes erinnern [1]).

Auf der anderen Seite verführt die durch Sitte und gesellschaftliche Verhältnisse gebotene Eindämmung des Geschlechtsverkehrs, der nicht selten auferlegten Zwang geschlechtlicher Entbehrung den schwächeren und widerstandsunfähigen Theil der Männerwelt, sich um den Preis der in Aussicht gestellten oder auch nur fälschlich erhofften Hingebung allen Launen und Herrschaftsgelüsten ihrer „Herrinnen“, allen Misshandlungen und Demüthigungen weiblicher Despoten sclavisch zu unterwerfen. In elementaren Anfängen ist ja auch dieser Zug im Geschlechtsleben — selbst innerhalb der Thierwelt, im vielgestaltigen Werben des Männchens um das Weibchen — allenthalben angedeutet.

---

[1] Vgl. über diese und andere bemerkenswerthe hierhergehörige Phänomene das interessante Werk „die sexuelle Osphresiologie“; die Beziehungen des Geruchsinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtsthätigkeit. Von Dr. Albert Hagen. Charlottenburg, H. Barsdorf, 1901.

So lange der den eigenen Begierden gegenüber widerstandsunfähige Mann noch „verliebt", d. h. im Wesentlichen so lange sein geschlechtliches Begehren noch ungestillt ist, kann ein berechnendes schlau versagendes und verheissendes Weib Alles mit ihm machen, ihn (wie Lili ihren „Bären") triumphirend herumführen. Bei der ersichtlich zunehmenden Effemination der Männer und der entsprechenden Masculinisation der Weiber, die zu den interessantesten (wenn auch mindest erfreulichen) culturgeschichtlichen Erscheinungen unserer Zeit gehört, muss sich das natürliche Geschlechtsverhältniss zu Ungunsten der Männer immer mehr verschieben, und wir dürfen uns daher über das Umsichgreifen masochistischer Vertrottelung auf der einen Seite und das Hervortreten einer zähneknirschenden Misogynie à la Strindberg auf der anderen Seite und ähnliche Kundgebungen keineswegs wundern. — Wenn der „verliebte" Mann sich — ein trauriges Schauspiel — vielfach zum Sclaven und zum Spielball für die Launen elender Weiber hergiebt, so machen sich diese in ausgleichender Selbstgerechtigkeit ebenso zu Sclavinnen ihrer noch elenderen begünstigten Liebhaber, ihrer Zuhälter, die somit gewissermaſsen die männlichen Geschlechtsgenossen für erduldete Ausbeutung und Misshandlung rächen — wie andererseits in nicht minder zahlreichen Fällen die unglücklichen Ehefrauen als duldende Märtyrerinnen für das von ihren Geschlechtsgenossinnen Verbrochene zu büssen haben[1]).

2. Den im Vorstehenden geschilderten physiologischen und psychologischen Beziehungen entsprechend, finden wir auch die geschlechtliche Befriedigung im Geschlechtsacte selbst mit gewaltsamer und grausamer Bethätigung, sei es gegenseitig oder nur seitens des stärkeren Theils an dem schwächeren erleidenden Object, vielfach unmittelbar verbunden. Das Kratzen, Beissen, Schlagen u. s. w. bis zum Blutvergiessen, Würgen und Umbringen in der Form des Lustmordes — wovon im Einzelnen noch die Rede sein wird — gehört als nur graduell und quantitativ verschiedene Aeusserungsweise derselben, gleichzeitig auf erotische und auf gewaltsame, selbst mörderische Bethätigung hindrängenden, in der Wurzel verwandten Doppeltriebes hierher. Schon bei Thieren ist der Geschlechtsact vielfach mit Grausamkeitshandlungen in der angedeuteten Weise verknüpft, und mehr noch tritt dieser Zusammenhang beim Menschen hervor, wo überdies der sich zum Theil ziemlich dicht an der Grenzschwelle des Bewusstseins abspielende und mit seinen convulsivischen Bewegungen an das Bild des epileptischen Krampfes gemahnende Act vielfach an die Sphäre des Krankhaften

[1]) Ein grässliches Beispiel eines derartigen Verhältnisses und des Herabsinkens zu tiefster masochistischer Demenz schildert u. A. der anonym erschienene Roman „La maitresse et l'esclave", Paris, maison mystère, fin du XIX siècle.

bedenklich heranrückt oder sie, zumal bei neuropathisch und psychopathisch veranlagten Individuen, in auffälligem Grade bereits überschreitet.

3. Der geistig und körperlich überlegene Mann empfindet es seiner Natur gemäss als eine Art von Beschämung und als Demüthigung, sich durch den geschlechtlichen Andrang in solcher Weise überwältigen lassen zu müssen, wie es thatsächlich der Fall ist und den tief eingepflanzten Wesensbedingungen zufolge wohl auch immer der Fall sein wird Es ist dem Manne offenbar verhängt, dem Einfluss weiblicher Reize oder den Anreizungen der Weiblichkeit als solcher rettungslos zu unterliegen — wenigstens zeitweise — sofern er eben nicht bloss als intellectuelles Wesen, sondern auch als Geschlechtswesen organisch prädestinirt ist. Aber für diese von der Natur erzwungene und vom Manne als „Geisteswesen“ schmerzlich empfundene unfreiwillige Hingebung an den mächtigsten und unwiderstehlichsten aller Triebe rächt sich der Mann nach erfolgter Befriedigung an dem veranlassenden Objecte und dem Opfer seines (hinterdrein ein ganz anderes Antlitz zur Schau tragenden) „Genusses“. Wie jedem intensiven, körperlichen und seelischen Genusse ein bitterer Nachgeschmack der Ernüchterung, der Enttäuschung, ein Stadium physischen und moralischen „Jammers“ unvermeidlich zu folgen pflegt, so folgt auch dem am heissesten ersehnten und oft am schwersten erkämpften Genusse der Geschlechtsbefriedigung — wenigstens beim Manne, für den ja dieser Genuss nur Episode, nicht, wie beim Weibe, höchster Lebensinhalt und Lebensbestimmung zugleich ist — ein Gefühl von Widerwillen und Ekel. Das alte, anscheinend nur für den männlichen Theil[1]) geprägte Erfahrungswort, wonach jedes belebte Wesen — „omne animal“ — „post coitum triste“ sein soll, bedeutet für das höchststehende geistige Wesen noch weit mehr als für die gesammte übrige Stufenreihe der „animalia“; und was sich ihm als Nachempfindung aufdrängt, ist zuweilen nicht bloss ein gewisses dumpfes Unlustgefühl, sondern geradezu ein zu festeren Vorstellungsformen verdichtetes und concentrirtes Perhorresciren derjenigen, die ihn dahin gebracht, verlockt, ihn mit sich auf diese nun als erniedrigend empfundene thierische Stufe herabgezogen hat. Freilich je nach Character, Temperament, Bildung und Anpassungsfähigkeiten des legitim oder illegitim vereinten „glücklichen“ Paares wird dieser elementare Grundzug in unendlich verschiedenen Nuancen und Abtönungen zur Geltung gelangen. Von dem leichtesten, flüchtig aufsteigenden Wölkchen der Enttäuschung, Abkühlung, Verstimmung, Rancune, beginnenden Aversion wird er sich bis zum wildesten, mordlustigen Gefühl

[1]) Das Weib kann, wie ein englischer Arzt (nach Havelock Ellis) etwas cynisch, aber nicht unzutreffend bemerkt haben soll, „nach dem Coitus singen“.

des Umbringenkönnens, Umbringenwollens, Umbringenmüssens in den schwersten Fällen sadistisch steigern. Wie es scheint, blicken manche Männer auf das an ihrer Seite schlafende Weib, mit dem sie sich noch eben „εὐνῇ καὶ φιλότητι“, in Lager und Liebe, vermischt (wie die stereotype homerische Formel lautet) mit einem Gefühle, als könnten sie diese holde oder auch unholde Schläferin mindestens prügeln, wenn nicht kalten Blutes erdolchen oder erwürgen. Das ist zum Glück meist nur momentanste Anwandlung, flüchtiges Aufwallen oder Aufblitzen, es wird überwunden oder verschwindet spontan — aber es kehrt auch wieder und wird durch die Wiederholung nicht abgeschwächt, sondern eher verstärkt, während umgekehrt die Inteusität des vorherigen Genusses mit dessen Wiederkehr immer mehr zusammenschmilzt und sich zuletzt nahezu restlos verflüchtigt. Auch darf man nicht etwa glauben, dass schon allein die verfeinerte Bildung, die höhere Culturstufe, der beide Theile des „Liebespaars“ angehören, für sich hinreichen, um diese Empfindungen aufzuheben oder doch in ihren Folgewirkungen unschädlich zu gestalten. Im Gegentheil, gerade der auf höhere Stufen des Denkens und Fühlens erhobene, in seinem ganzen Nervenleben künstlich verfeinerte, aesthetisirte Culturmensch empfindet den Ekel, den Widerwillen, die Selbstverachtung wegen einer (so erscheint es in solchen Augenblicken) Cochonnerie, zu deren Verübung er doch durch einen unwiderstehlichen Trieb gezwungen ist, besonders schneidend und heftig; und er ist oder wird dann geneigt, diesem Empfinden nicht bloss gegen das einzelne ihm vom Schicksal octroyirte Weib, sondern gegen das ganze weibliche Geschlecht Luft zu machen und dies Gefühl, wenn nicht in Handlungen, mindestens in Wort und Schrift nachdrücklich zu bethätigen. So erklärt sich zum grossen Theil der Weiberhass und die Weiberfurcht gerade so mancher bedeutenden Denker und Menschen, von Euripides und dem alten Cato (der schon über die schlimme Natureinrichtung klagte, „dass wir weder ohne die Frauen leben, noch mit ihnen glücklich leben können“) bis zu Schopenhauer und zu Strindberg, der in seinen Dramen und in seiner schon ins Pathologische umschlagenden „Beichte eines Thoren“ wohl das Aeusserste, zugleich Selbstdurchlebteste, über diese Dinge gesagt und ein unheimliches Räthsel der Menschennatur mitschaudernd enthüllt hat.

Bis hierher haben wir den innerhalb der Geschlechtsphäre liegenden, aus dem Wesen der geschlechtlichen Vorgänge selbst stammenden physiologischen und psychologischen Ursprüngen des „Sadismus“ nachzugehen und seine Wurzeln in dem sexual gedüngten Erdreich aufzuweisen gesucht. Doch wäre es verfehlt, die Betrachtung auf dieses enge Gebiet auschsliesslich zu begrenzen, da unzweifelhaft auch weitere und allgemeinere, ganz ausserhalb der Geschlechtsphäre liegende oder aus dieser

herausragende Motive und Triebfedern bei den sadistischen Bethätigungen oft wesentlich mitwirken. Einzelne Hindeutungen müssen hier freilich genügen. Eine grosse Rolle spielt unzweifelhaft der in der menschlichen Natur begründete Herrschaftsdrang und der als sein gerader Gegensatz ebenfalls in der menschlichen Natur nicht fehlende Drang zur Unterwürfigkeit, Dienstbarkeit, Hörigkeit — jener beim Manne überwiegend, dem das Dominium ebenso natürlich und selbstverständlich ist, wie seitens der Frau das (wohl weniger natürliche als künstlich angezüchtete) Servitium. In der That, zur „Herrschaft über die Natur“ bestimmt und berufen fühlte sich der Mann von jeher, auch zur Herrschaft über das physisch und, nach seinem Dafürhalten, geistig inferiore Weib in scrupelloser Weise berechtigt. Zur bequemen Sicherung und Aufrechthaltung seiner Herrschaft erhielt er das Weib in geistiger Unmündigkeit, wie ein Kind, um es dann auch als solches rechtlich und socialethisch zu behandeln. Die vom Manne herrührende Gesetzgebung und die gesellschaftlich und staatlich geduldete oder geförderte Sitte heiligte das brutale Naturrecht des Stärkeren und vindicirte dem Manne, gegenüber dem Weibe, das Privilegium moralischer Demüthigung, körperlicher Züchtigung, ja selbst der Tödtung. Noch im England des 19. Jahrhunderts war der Frauenverkauf gesetzlich erlaubt. Noch bis in die neueste Zeit hinein haben wir den Racheschrei „tuez-la“ dem untreuen Weibe gegenüber vernommen, werden die sittlichen Verfehlungen beider Geschlechter stets mit ungleichem Maſse gemessen, und ist selbst die bürgerliche Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit der Frau auch innerhalb unserer Culturwelt nur sehr allmälig und langsam unter zähestem Widerstande und Widerspruch der in Rechtsprechung und Verwaltung maſsgebenden Mächte etwas eingeschränkt worden. Diese durch die Jahrtausende forterbende Tradition musste ein nicht allzu seltenes Aufschiessen und Emporwuchern sadistischer Antriebe beim Manne ebenso begünstigen, wie auf der anderen Seite der dem Weibe innewohnende oder künstlich eingepflanzte Dienstbarkeitsdrang, Hingebungs- und Opferungsdrang es seinen Quälern und Peinigern oft nur allzubequem machte. Zu allen Zeiten und in allen Zungen hat man ja dem Weibe die Pflicht sclavischen Gehorchens und märtyrerhaften Duldens gepredigt — von den Veden und homerischen Epen bis zu unseren neuzeitlichen Dichtern und Denkern; lässt doch selbst der frauenfreundliche Schiller seine Jungfrau durch eine höhere Stimme belehren:

> „Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
> Das harte Dulden ist ihr schweres Loos —“

und nach Schopenhauer „trägt das Weib die Schuld des Daseins durch Leiden ab“ wie der Mann durch Thaten. Kein Wunder, wenn die so

stets genährten Gefühle demüthiger Hingebung und pflichtschuldiger Opferung für den Herrn und Gebieter bis zur völligen Selbstentäusserung, ja zur Selbstentwürdigung krankhaft überspannt wurden. Ohne die Griseldis-Naturen würde es keinen Walter von Saluzzo, ohne die Käthchen-Naturen keinen Wetter von Strahl geben — und mit aus der Beobachtung geschöpfter Ironie lässt der feine Frauenkenner Gutzkow seine Helene d'Azimont in den „Rittern vom Geiste“ ansingen:

„Armes Lamm, das eine Schlachtbank — oder
Einen neuen Hirten finden muss.“ [1])

Freilich liegen auch hier, wie nicht zu verkennen ist, die Wurzeln des weiblichen Sadismus, mit dem das sclavisch herabgedrückte Weib an seinen Zwingherrn gelegentlich Rache nimmt. Nietzsche, auf dessen berüchtigtes Zarathustra-Wort „Gehst du zum Weibe? Vergiss die Peitsche nicht“ sich manche misogyme Idioten alberner Weise berufen, hat jenen Zug sehr fein herausgespürt. „Allzu lange war im Weibe ein Sclave und ein Tyrann versteckt“ verkündet er „in Menschliches, Allzumenschliches“ gleichzeitig mit der Aufforderung, nicht die Frauen, sondern — die Männer besser zu erziehen!

Von dem der menschlichen Natur — vielleicht als phylogenetisches Erbtheil — eingeborenem Zuge zur Grausamkeit ist schon in einem früheren Zusammenhange die Rede gewesen; hier muss aber noch jenes dem Grausamkeitstriebe in der menschlichen Natur nahe stehenden und verwandten, wenn auch viel allgemeineren und weiter ausgreifenden, dämonischen Zuges gedacht werden, den wir vielleicht am besten als frevelnden Hochmuth, als „Hybris“ im antiken Sinne characterisiren — das griechische Wort für die mit frommer Scheu empfundene trotzige Auflehnung des autonomen Menschengeistes gegen gottgewollte Ordnung und Sittengebot erscheint in diesem Sinne besonders bezeichnend. Es ist der der menschlichen Natur unaustilgbar eingepflanzte Kain-, Lucifer- und Prometheusdrang — das hochmüthige und selbstherrliche, individualistische Sichaufbäumen gegen Autorität, Vorschrift und Satzung — das sich in dämonisch starken Naturen bis zur übermüthigen Freude an dem Unerhörtesten, Verworfensten, zum triumphirenden Hinwegsetzen über alle von Göttern und Menschen gezogenen einengenden Schranken, ja zum verneinenden Protest gegen göttliche Weltordnung und Weltwillen, dem der eigene Individualwille titanenhaft entgegengestemmt wird, steigert. Aus dieser Geistes- und Gemüthsrichtung können die gewaltigsten Grossthaten des Menschen-

[1]) Dagegen verlangt freilich „Hermione“ von Preuschen von ihrem Freunde:
„Küss diese weissen Hände, die sich ranken
Um deiner Löwenmähne wirr Geflecht —
Und schlag in meine Glieder deine Pranken
Und töte mich — der Löwin wird ihr Recht!“

geistes hervorgehen, aber auch seine verruchtesten Unthaten — je nachdem das Gefäss beschaffen ist, in das dieser stürmisch überquellende Inhalt hineingepresst ist, und das durch ihn colossal ausgedehnt oder gewaltsam zersprengt wird. Die neuerdings wieder unserem An- und Nachempfinden aufgeschwatzten prachtvollen Raubthierinstinkte der grossen Renaissance-Menschen, die, ohne Spur von Gewissensbekleidung, in grandioser moralischer Nacktheit dahinzuleben scheinen, eines Richard des Dritten, eines Cäsar Borgia — und nicht minder, um die enge Beziehung zum Sadismus kenntlich zu machen, eines Gilles de Rais, eines Cenci — sind aus diesem Nährboden ursprünglich erwachsen. Jener de Sade des 15. Jahrhunderts, der nach einer grossen kriegerischen Laufbahn und nach zahllosen Schandthaten in seinem 36. Lebensjahre hingerichtete Marschall Gilles de Rais (1404 bis 1440) rühmt sich in hochmüthiger Prahlerei selbst des Unerhörten und Niedagewesenen seiner Verbrechen: „il n'est personne sur la planète qui ose ainsi faire“ ruft er grössenwahnsinnig seinen Genossen zu. Aus ähnlichem Holze geschnitzt scheint — man hat neuerdings freilich eine Ehrenrettung versucht — jener Cenci gewesen zu sein, der Vater der vielbeklagten Beatrice, dessen Gestalt ein grosser Dichter, der zugleich ein grosser Seelenkündiger war, Shelley in monumentalen Zügen vor uns hinzustellen gewusst hat. Aber auch bei de Sade selbst, auf dessen Leben und Werke wir noch einzugehen haben, findet sich an zahlreichen Stellen der Ausdruck dieses auf die Unerhörtheit der begangenen Frevel hochmüthig pochenden und in dem Gefühle des Unübertroffenen schwelgenden Grössenwahns; Pläne zur Ausrottung ganzer Bevölkerungen, grosser Orte durch Trinkwasservergiftung, durch künstlich erzeugte Erdbeben u. s. w., werden geschmiedet und hier und da in Scene gesetzt; dem Gotte, dessen Existenz doch auf jeder Seite geläugnet wird, wird das freche Hinwegsetzen über seine vermeintlichen Gebote mit triumphirendem Hohn entgegengeschleudert; man rehabilitirt ihn gewissermaſsen, um ihn zu beschimpfen. Manche der grauenhaftesten sadistischen Phänomene, Nekrophilie, Statuenschändung, alle die scheusslichen Practiken des (neuerdings wieder in der französischen Literatur in Mode gekommenen) Satanismus haben ihre letzten Wurzeln, neben dem wollüstig mystischen Spiel mit dem Grauenhaften, wohl gerade in diesem hochmüthigen Hinwegsetzen über alle Grenzen sittlicher und auch ästhetischer Scheu, in der triumphatorischen Erniedrigung und Verhöhnung alles dessen, was dem pietätvollen Glauben als vorzugsweise geweiht, verehrungswürdig, als unnahbar und unantastbar gilt und seit jeher gegolten hat — in dem blasphemischen Gedanken, nicht bloss mit Menschen, sondern mit dem höchsten übermenschlichen Wesen aus der unbegrenzten Souveränetät des eigenen Ich heraus den Kampf aufzunehmen und bis zur Vernichtung zu führen.

Dies Alles hängt nun weiter — das springt namentlich bei gewissen fanatischen Theoretikern und Doctrinären des Sadismus, vor Allem bei de Sade selbst, deutlich in's Auge — mit den auf's Aeusserste getriebenen Consequenzen einer grob materialistischen, oder besser gesagt, mechanistischen Weltanschauung in der Wurzel zusammen. Bei de Sade sind es die niedrigsten, literarisch und auch moralisch geringwerthigsten Vertreter des seichten Materialismus der Aufklärungszeit, der französischen Encyclopädistenschule — die Holbein und Lamettrie — denen er folgt, denen er zum Theil unmittelbar seine Argumente entlehnt, und aus deren schalen Aufgüssen er sich eine Art von Gifttrunk zusammenbraut, dessen seltsame Ingredienzien theilweise auch heutzutage einer gewissen Anerkennung bei den Vertretern krankhafter Zeitrichtungen vielleicht nicht entbehren würden. Freilich dem herkömmlicherweise unter Moral verstandenem ist das Alles diametral entgegengesetzt, und auch die vorgeschrittensten Verfechter einer rein mechanistischen Weltbetrachtung werden für ihre Person vor den gezogenen Consequenzen zurückschaudern, können sich aber einer gewissen Mitverantwortlichkeit dennoch schwerlich entziehen. Alle seit Jahrtausenden, seit Epicur und Lucrez, unternommenen und zeitgemäss erneuerten Versuche, auf eine derartige Weltanschauung eine Ethik zu begründen, sind gescheitert und mussten nothwendig scheitern, um nur eine klägliche Verödung des Herzens und Verzweiflung zu hinterlassen. „Der Materialismus“, sagt mit Recht Eduard von Hartmann,[1] „kann keine Ethik begründen, und in den späteren Nachkommen der heutigen Materialisten werden sich die idealistischen Instincte immer noch abschwächen müssen“. Wenn dem Zuge der Zeit folgend, trotzdem immer wieder Anläufe gemacht werden, freilich unter ausgesprochener Abweisung des ethischen Materialismus in seinen brutalsten Formen und Aeusserungsweisen eine Ethik auf naturwissenschaftlicher Grundlage zu construiren, so soll derartigen Bestrebungen natürlich nicht im Voraus jede Berechtigung aberkannt, es müssen aber doch ihre bisherigen Ergebnisse als recht zweifelhaft angesehen werden. Das Unternehmen, die Ethik als „positive Wissenschaft“ vollkommen unabhängig von allen nicht bloss religiösen, sondern auch metaphysischen Voraussetzungen zu constituiren (entsprechend dem unkritischen, dogmatischen Positivismus Auguste Comte's) ist bisher nicht gelungen; auch nicht in der Form von Wilhelm Stern's[2]) verbessertem kritischem Positivismus mit inductiver und genetischer Methode, die die

[1]) Geschichte der Metaphysik, Leipzig 1899 und 1900.

[2]) W. Stern, kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft (Ferd. Dümmler 1897); die allgemeinen Principien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis (ibid. 1901.)

Entstehung der Sittlichkeit auf ein „allmäliges Werden, eine während sehr vieler Jahrtausende sich vollziehende Entwicklung und Veredlung innerhalb des Menschengeschlechts und des Thiergeschlechts“ zurückführen will und den Ursprung der Sittlichkeit in einer „in der Urzeit vor sich gehenden Wechselwirkung zwischen den beseelten Wesen und der unbeseelten umgebenden Natur“ nachzuweisen bemüht ist. Eine solche evolutionistische Erklärung der Moral dürfte, trotz der im Einzelnen vielfach geistvollen und verlockenden Begründung, die ihr Stern in seinen lesenswerthen Publicationen zu geben gewusst hat, in den entscheidenden Punkten ebenso wenig genügen, wie auf der anderen Seite die neuerdings vielfach angestrebte evolutionistisch-atavistische Herleitung des Sadismus und anderer sexualen Perversionen, mit der wir uns im Folgenden näher auseinanderzusetzen haben.

Die anthropologischen Wurzeln der Algolagnie. Die atavistische Theorie in ihrer Anwendung auf die algolagnistischen Phänomene. — Schema der algolagnistisch veränderten Hergänge des centralen Nervenmechanismus.

Eine der gesammten Zeitrichtung aus mancherlei Gründen ausserordentlich zusagende, überdies durch ihre imponirende Einfachheit und leichte Erfasslichkeit sich selbst der begrenztesten Laienintelligenz einschmeichelnde „Erklärung“ für das räthselhafte Seelenphänomen der Algolagnie, insbesondere des Sadismus hat man — wie für so viele andere unerfreuliche antisociale Erscheinungen, ja für das gesammte weite Gebiet des Verbrecherthums überhaupt — im **„Atavismus“** zu finden geglaubt; mit welchem den Rückschlag in die Urahnenreihe bezeichnenden Ausdruck wir das Verständniss und zugleich die Verantwortlichkeit für die uns befremdenden Affecte und Antriebe gewissermafsen weit von uns ab, auf entfernteste menschliche, oder noch weiter, auf unbekannte vormenschliche Vorfahren in der Stammesentwicklung zurückschieben. Diese Vorstellung läuft im Grunde darauf hinaus, dass dieser und jener von uns noch algolagnistische (sadistische) Instincte haben soll, weil jene menschlichen oder vormenschlichen Vorfahren in jenseits aller Erkenntniss liegenden Urzeiten derartige Instincte einstmals gehabt und vielleicht als nützlich oder gar nothwendig im Daseinskampfe erprobt haben. Die Einfachheit und mühelose Anbequembarkeit dieser Erklärung ist freilich nur scheinbar; ihre Schwächen und fast unüberwindbaren Schwierigkeiten fallen bei einigem Nachdenken nur

zu deutlich ins Auge. Wo sollen zunächst unsere menschlichen Vorfahren diese für uns jetzt so unangenehme und social unberechtigte Eigenthümlichkeit zu ihrer Zeit herbezogen oder in welcher Weise, unter welchen Umständen sie auf dem so beliebten Wege der „Anpassung“ in Generationen allmälig herangezüchtet und fortgepflanzt haben? Von unseren phylogenetischen Vorfahren oder Stammesverwandten können sie wohl etwas derartiges kaum übernommen haben; denn wenn man auch eine aufsteigende Differenzirung und Verfeinerung der geschlechtlichen Impulse innerhalb der Thierreihe und selbst die beginnende Entwickelung sexualer Perversionen bei höher organisirten Thieren (widernatürliche Unzucht bei Hunden, Onanie bei Affen) als Erfahrungsthatsachen anerkennen muss, so ist doch von irgendwelchen im engeren Sinne algolagnistischen Instincten dabei nichts zu entdecken. Im Gegentheil pflegt gerade bei den höher organisirten Thieren, von denen ja auch manche in einer Art von monogamem Verhältnisse leben, das Männchen sein Weibchen ausserhalb des Geschlechtsverkehrs entweder mit Gleichgiltigkeit, oder selbst mit einer gewissen freundschaftlichen Zuneigung, die hier und da an Zärtlichkeit streift (wie bei Vögeln namentlich) zu behandeln. Auch unter den Primaten, den dem Menschen am nächsten stehenden Anthropoiden, hat man mancherlei schätzbare Gemüthsregungen, aber meines Wissens bisher noch keine Spuren sadistischer Neigungen gefunden. Dass etwa bei der vielumstrittenen Uebergangstufe des „Pithecanthropus erectus“ oder dass bei unseren zweifelhaften Urahnen der Tertiärzeit und ihren jüngeren quaternären Nachkommen etwas dergleichen zu vermuthen sei, lässt sich wenigstens aus Schädel- und sonstigen Befunden nicht erschliessen.

So weit aber unsere geschichtlichen Kenntnisse in das Dunkel der Vorzeit hineinleuchten — und das ist immerhin jetzt schon die ganz hübsche Strecke von ungefähr 8000 Jahren, also nahezu 270 Generationen — lässt sich auch ein ausgebreitetes Vorherrschen sadistischer und überhaupt algolagnistischer Neigungen nicht gewahren — nicht einmal (trotz der minder hohen Civilisationsstufe) durchgängig grössere Gemüthsrohheit und directere Freude an Grausamkeit, die im Gegentheil z. B. an den Ausgängen des Mittelalters und zur Zeit der Renaissance durchschnittlich grösser und verbreiteter gewesen zu sein scheint, als bei den uns bestbekannten Nationen des „Alterthums“, die auf diesen traurigen Ruhm mit sehr vereinzelten Ausnahmen überhaupt keinen Anspruch erheben. Davon abgesehen erscheinen die alten Egypter und Vorderasiaten, Inder und Chinesen, Griechen und Römer, Germanen und Slaven u. s. w. speciell in ihren Sexualverhältnissen, in ihrem Liebes- und Eheleben kaum wesentlich anders, gewiss nicht besser, aber auch ebensowenig im Durchschnitt schlechter und „perverser“, als ihre jetzt lebenden und sich selbst so gern im Schimmer der Decadenz erblickenden

Nachfahren[1]). Und das Gleiche wie von den alten Culturnationen gilt im Grossen und Ganzen — auf die scheinbaren Widersprüche werde ich noch zurückkommen — auch von den heutigentags existirenden, mehr und mehr im Aussterben begriffenen „Naturvölkern". [2]) Wo ist also hier für die atavistische Lehre eine thatsächliche Anknüpfung zu finden, will man nicht etwa auf einzelne vorübergehende, durch besondere örtliche und zeitliche Veranlassungen gebotene, übrigens auch vor der historischen Kritik in ganz anderem Lichte erscheinende Gewaltsamkeiten (Frauenraub u. dgl.) oder — auf die innerhalb des geschichtlichen Verlaufes auch starken Schwankungen unterliegende Geringschätzung und rechtliche Unterdrückung des Weibes zurückgreifen?

Denn allerdings, wie schon im vorigen Abschnitte hervorgehoben wurde, hat der Mann, soweit unsere geschichtliche Ueberlieferung reicht und also wohl auch in vorgeschichtlichen Epochen von der ihm verliehenen physischen Ueberlegenheit vielfach Gebrauch (oder Missbrauch) gemacht, um die schwächere „Gefährtin" in Druck und Abhängigkeit — in jener von Stuart Mill gekennzeichneten „subjection of women" — fortgesetzt zu erhalten. Er hat sie ohne Rücksicht auf ihre Inferiorität nur zu häufig als Arbeitskraft ausgenutzt, ja geradezu als Lastthier verwerthet, um seinerseits auf der Bärenhaut liegen und sich nur den noblen Passionen des Krieges und des Waidwerks hingeben zu dürfen. Er hat sich auch fast überall, sei es in den Formen des rohen Naturrechts oder in gesetzlicher Codification, eine Art von Herrenrecht und von Herrengewalt über sie zu wahren gewusst, die, ursprünglich angemaſst, im Laufe der Zeit nach und nach zum unbestrittenen Gewohnheitsrecht wurde, bis die so lange glücklich behaupteten Positionen endlich in der Gegenwart bei der geschlossenen Offensive aus Frauenkreisen und der bemerkbar abnehmenden Vertheidigungs-Energie der Männer eine nach der anderen langsam ins Wanken gerathen. Fast in allen Geschichtszeiten hat der Mann sich das Recht vorbehalten, das Weib gleich einer Sclavin zu behandeln, es zu züchtigen, zu misshandeln, ihre Untreue in monogamischen und polygamischen Verbindungen einseitig oft in grausamster Weise, mit dem Tode, mit raffinirter Marterung zu bestrafen. Aber das Alles ist doch, wie schon gezeigt wurde, im Grossen und Ganzen mehr aus überspannten Herrschafts- und Eigenthumsbegriffen, man möchte sagen aus einer Art von hochmüthigem Grössenwahn des Mannes hervorgegangen, und hat mit sadistischen Fühlungen und Antrieben direct nichts zu schaffen, da in allen diesen Verhältnissen das Weib zunächst lediglich

[1]) Vgl. u. A. „das sexuelle Leben der alten Kulturvölker" von Dr. Josef Müller. Leipzig, Th. Grieben, 1902.

[2]) Vergl. „Das sexuelle Leben der Naturvölker" von Dr. Josef Müller. Zweite Auflage, Leipzig, Th. Grieben 1902.

als nutzbare Arbeitskraft oder Arbeitsmaschine, als Untergebene oder Hörige, als persönlicher Besitz und Eigenthum des Mannes — nicht aber als Geschlechtswesen, als erstrebtes Ziel des Geschlechtsgenusses wesentlich in Betracht kommt, und es sich jedenfalls dabei nicht um das algolagnistische Bestreben handelt, durch Schmerzzufügung die geschlechtlichen Begierden (des Mannes) anzustacheln und gleichzeitig zu stillen. Von derartigen Bestrebungen ist bei allen diesen historisch gewordenen und jetzt allmälig, wie es scheint, abbröckelnden Rechtsverhältnissen der Geschlechter doch in keiner Weise die Rede. Im Gegentheil, die weisen Gesetzgeber, die — von Manu und Moses her auf den ersten Napoleon — dem Weibe eine rechtlich so untergeordnete Stellung anwiesen, dachten und handelten in ihrer Art ganz frauenfreundlich, indem sie (à la Moebius) sich des von ihnen längst erkannten physiologischen Schwachsinns des Weibes erbarmten und dieses unter den Schutz des Mannes stellten — eines freilich nur zu oft etwas unzuverlässigen und gewaltthätigen Beschützers.

Der „Wilde“, der „Naturmensch“ — ein brutales Halbthier, in Wahrheit oft „thierischer als jedes Thier“ — blickt auf das Weib mit Verachtung einerseits wegen seiner physischen Schwäche, andererseits wegen der aus dem Gefühl dieser Schwäche nothwendig entspringenden Sclavenuntugenden, der Falschheit und Tücke. Wie tief in den Augen auch des heutigen Wilden das Weib steht, davon hat u. A. der bekannte, als Missionar und Civilisator der nordafrikanischen Völkerschaften hochgeschätzte Cardinal Lavigerie einzelne Züge mitgetheilt, die in ihrer naiv stumpfsinnigen Barbarei geradezu grauenhaft anmuthen. Aber jene Anschauung vom Weibe spiegelt sich auch im Lichte der stufenweise fortschreitenden Cultur, ja sie ist bis in unsere heutige Culturwelt hinein wohl in Formen und Ausdruck gemildert, dem Wesen nach trotz aller galanten Phraseologie fast unverändert. Den Orientalen nicht bloss, sondern auch der hellenisch-römischen Culturwelt war die Minderwerthigkeit des Weibes eine so unzweifelhaft feststehende Thatsache, wie sie es heute für Lombroso und Moebius ist, und nur wenige erleuchtete Geister (wie Platon im „Staate“) vermochten sich zeitweilig über die Grenzen einer solchen Anschauung hinaufzuschwingen. Dem scharfblickenden Römer Tacitus machte es einen gewaltigen Eindruck, dass die alten Germanen am Weibe „etwas Heiliges und Prophetisches“ (sanctum et providum aliquid) verehrten — und doch war auch dieser altgermanische Frauencultus recht fragwürdiger Natur und schloss Raub, Verkaufen und Verspielen der Frau, so wie die barbarische Bestrafung der Frau allein wegen ehelicher Untreue so wenig aus, wie die minnesängerische Anhimmelung der Frauen im späteren Mittelalter weibliche Rechtlosigkeit und brutales thätliches Vergreifen am Weibe auszuschliessen vermochte. Jene Anhimmelung war

eben etwas künstlich Anerzogenes, Manierirtes — die Barbarei dagegen steckte tief in der Gesinnung, und sie steckt verkappt und verhüllt noch jetzt in der verweigerten Rechtsgewährung, in der ungleichen civilrechtlichen Behandlung, der schweren Benachtheiligung des weiblichen Geschlechts in fast allen Beziehungen des socialen und öffentlichen Lebens. So waren denn auch die Ergebnisse fast überall und zu allen Zeiten die nämlichen. Allenthalben hat der Mann durch die jahrtausendlange Abhängigkeit, in der er das Weib gehalten hat — indem er sie nicht als intellectuell und moralisch gleichwerthiges Wesen anerkannt, indem er auch ihre geistige Entwickelung nach Kräften eingeengt und gehemmt hat — allenthalben hat er dadurch die bekannten Sclavenuntugenden künstlich gezüchtet, die man seit Jahrtausenden dem Weibe vorzuwerfen pflegt: Feigheit, Unaufrichtigkeit, Falschheit, List und Verschlagenheit, Perfidie, Bosheit und Grausamkeit. Kein Wunder, dass wo das Weib einmal durch die Verhältnisse zur Herrschaft gelangt oder sich dem in Begierden schwachgewordenen Manne gegenüber seiner Macht bewusst wird, dass es da herrscht, wie eben der Herr gewordene Sclav zu herrschen pflegt, ungezügelt, schamlos, despotisch und grausam; dass es vor keiner Ueberspannung des Herrschergelüstes, keinem Missbrauch der Herrschergewalt zurückschreckt. Dass der Mann seinerseits im einzelnen Falle zur endlichen Vergeltung solcher lange ertragenen und erduldeten Kränkungen fortschreitet und die Schande der „Gynäkokratie“ gewaltsam abwirft, ist nur allzu begreiflich. Ganz abgeschmackt erscheint aber die Wendung, die man der atavistischen Theorie des Sadismus gegeben hat (und von der sogar Zola in „Bête humaine“ Gebrauch macht), dass es sich dabei um einen atavistischen Trieb zur Rächung uralter Kränkungen handle, die das Weib dereinst dem männlichen Geschlecht zugefügt habe, in der Zeit des uralten Eherechts, des „Matriarchats“, jener bekanntlich noch recht umstrittenen und in ihren ursächlichen Verhältnissen wie in ihrer Bedeutung keineswegs klar liegenden Einrichtung. Mit dem gleichen Rechte könnte man auch die Schatten der alten Amazonen heraufbeschwören; oder umgekehrt in dem vereinzelten Hervortreten des weiblichen Sadismus einen atavistischen Trieb zur Rächung einstiger handgreiflicher Eheschliessungsformen, des Sabinerinnenraubes u. s. w. erblicken. Derartige Argumentationen können eine ernsthafte Betrachtung bei Tageslicht kaum recht vertragen.

Schliesslich muss nochmals ausdrücklich betont werden, dass die atavistisch-evolutionistische Theorie eine wirkliche Erklärung der algolagnistischen Antriebe und Handlungen keineswegs liefert. Sie weist uns vielmehr nur zurück auf die durch wiederholte und gehäufte Handlungen erworbenen Eigenschaften und Gewohnheiten unserer Vorfahren, die sich in der Form von Instincten — sei es als Einzel- oder als

Rasseninstincte — auf die Nachkommen übertrugen; aber wie und unter welchen Umständen die Vorfahren selbst zu Trägern solcher Affecte und Antriebe wurden, darüber vermag die Theorie keinen Aufschluss zu geben. Die gestellte Frage wird also nur in möglichst weit der critischen Controle entrückte Zeitfernen zurückgeschoben — ungefähr in derselben Weise, wie man sich der unbequemen Frage nach dem Ursprunge des organischen Lebens auf der Erde mittelst der Annahme zu entziehen suchte, dass das von einem anderen Weltkörper herstammende organische Leben durch herabfallende Meteore auf die Erde gewissermafsen verschlagen wurde!

Immerhin wird man an den atavistisch-evolutionistischen Ideen einen gewissen berechtigten Kern insofern anerkennen dürfen, als die Erfahrung der Urzeit den Menschen mit der Nothwendigkeit, sowohl seinerseits Schmerz zu ertragen. wie auch anderen beseelten Wesen Schmerz zuzufügen, bald bekannt machen musste. Denn beim steten Kampfe des Menschen mit Raubthieren und mit anderen ihm an Stärke gleichen oder überlegenen Geschöpfen war er — mochte er nun Angreifer oder Vertheidiger sein — unausbleiblich genöthigt, diesen Wesen Schmerz bis zur Vernichtung und Ausrottung zuzufügen, wollte er eigener schmerzhafter Schädigung und Tödtung vorbeugen oder entgehen; und indem er seinen Zweck durch die von ihm ausgehende absichtliche Gegenschädigung erreichte, musste er wegen der Erreichung dieses Zweckes an dem verursachten Schmerz zugleich ein Gefühl der Lust, der Befriedigung empfinden. Dieses Gefühl der Lust musste noch dadurch gesteigert werden, dass er dabei auch seiner höheren geistigen Begabung gewahr wurde, die ihm im Kampfe mit den an rein physischer Stärke gleichen oder überlegenen Mitgeschöpfen den Sieg sicherte. Natürlich konnten diese Gefühle nur dem Manne, dem Kämpfer und Jäger, dem Erringer der Thierbeute, unmittelbar zu Theil werden. So haben wir hier beim Manne die Anfänge eines Lustgefühls auf Grund des anderen beseelten Wesen absichtlich bereiteten Schmerzes. Der Gedanke ist nicht abzuweisen, dass, wie die sexuellen Lustgefühle ja auch im Laufe der Culturentwicklung bis zu einem gewissen Grade immer wachsender Verfeinerung, immer künstlicher hinaufgetriebener Steigerung unterliegen — man denke nur an die Reizungen der Verhüllung und Hervorhebung durch Kleidung und Schmuck, der social gebotenen Entziehung und Erschwerung beliebigen Geschlechtsgenusses u. s. w. — dass so auch die mit Schmerzzufügung und Tödtung verbundenen Lustgefühle allmälig an Intensität und Subtilität zunahmen. Denn die Cultur lehrte den Menschen leider nicht bloss mit grösserem Raffinement zu lieben, sondern auch mit grösserem Raffinement Schmerz zuzufügen, umzubringen, zu tödten. Wie weit man es in dieser „Entwicklung“ gebracht hat, dafür liefert ja jeder Blick in die Arsenale der Folterkammern und

in die Strafgesetzgebungen noch nicht allzuweit hinter uns liegender Zeiten die traurigsten Belege. Mehr und mehr erfreute das Anderen zugefügte Leid als solches, als Selbstzweck, auch ohne die damit ursprünglich verbundenen Ideen der Nothwehr, der Rache, der Bestrafung u. s. w. — gerade wie die erotischen Lustgefühle schon durch den Anblick verhüllter, durch die Verhüllung markirter und doppelt anreizender Körpertheile, ja (beim Fetischisten) sogar durch den Anblick dieser Verhüllungen allein hervorgebracht wurden. So konnte es wohl unter begünstigenden Umständen dazu kommen, dass die sich ausbreitenden Territorien der erotischen Lustgefühle und der durch Schmerz erweckten Lustgefühle und der damit zusammenhängenden Vorstellungen mehr und mehr einander genähert wurden, bis zu theilweiser Deckung — ja in einzelnen prädisponirten Individuen bis zu mehr oder weniger vollständiger Verschmelzung. Hier haben wir vielleicht die ersten individualistischen Anfänge der Algolagnie zu suchen — und indem wir diesen Gedankengang etwas weiter ausspinnen, ist es uns vielleicht vergönnt, wenn auch nicht zu einer „Erklärung“ der Algolagnie, doch zu einem gewissen Verständnisse der dabei vor sich gehenden abnormen Seelenvorgänge und zugleich zu einer gewissen Einsicht in die entsprechenden (krankhaften) Störungen des centralen Nervenmechanismus bei der Algolagnie zu gelangen.

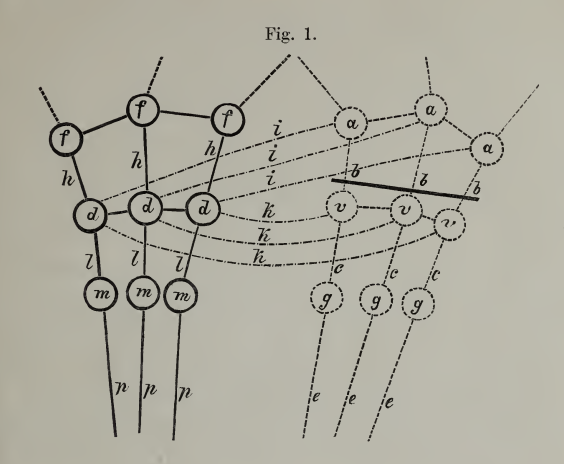
Natürlich kann es sich dabei nur um Vorgänge handeln, die sich in den Sinnes- und Associationsfeldern der Hirnrinde und damit zusammenhängenden Projectionsbahnen abspielen. Wer dem Vorhergehenden mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, für den wird es zu der im Folgenden versuchten functionell-anatomischen Darlegung und zu ihrer bildlichen Illustrirung durch das beigefügte Schema keiner detaillirten Erklärung bedürfen; ihm wird beides auch ohne weitläufige Erläuterungen und Anmerkungen wohl verständlich erscheinen.

Ich möchte die Art, wie ich mir die Sache denke, in kürzester und präcisester Formulirung so aussprechen:

> „Beim Algolagnisten geht der Weg zur Vorstellung von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen, und zur Auslösung sexualer Impulse nicht direct von den Sinneswahrnehmungen — sondern auf dem Umwege von solchen über die Vorstellung von Schmerzgefühlen (sei es durch Zufügung, oder Erduldung, oder durch blosses Mitansehen oder Fingiren körperlicher oder seelischer Misshandlung und Demüthigung).“

In diesem weiten Rahmen lässt sich alles unterbringen, was uns an vielgestaltigen Aeusserungen algolagnistischer Affecte und Triebe in Leben und Literatur entgegentritt. Auf das einfachste Schema reducirt können wir uns die dabei in den centralen (cerebrocorticalen) Zellen- und Nervenbahnen vorauszusetzenden Aus- und Umschaltungen in folgender Weise vergegenwärigen:

Fig. 1.



Die von den peripherischen Sinnesapparaten aufgenommenen und centralwärts geleiteten Sinneseindrücke, die für gewöhnlich sexual anregend wirken, verlaufen von den betreffenden Sinnesfeldern (a) normaler Weise in den Bahnen b zu den Associationsfeldern v, woselbst sie mit den Vorstellungen von Wollustgefühlen und entsprechenden genitalen Erregungen verknüpft werden. Von hier aus gehen die Bahnen c zu den excitirenden (motorischen) Genitalcentren innerhalb der Hirnrinde (g) und von diesen wiederum die Projectionsbahnen für excitomotorische genitale Impulse (e) peripheriewärts. — Auf der anderen Seite gelangen von den peripherischen Sinnesapparaten aufgenommene Eindrücke — von den vorigen in Qualität und Quantität normaler Weise gänzlich verschieden — zu den Sinnesfeldern f und von hier in den Bahnen h zu den Associationsfeldern d, woselbst sie mit Vorstellung von Schmerzgefühlen und von Zufügung oder Erduldung schmerzerregender Handlungen u. s. w. verknüpft werden. Diesen Associationsfeldern gehen auch Verbindungsbahnen von den ersterwähnten Sinnesfeldern (i) zu; ferner stehen sie durch intracentrale Bahnen (k) mit den Associationsfeldern v in wechselseitiger Verbindung. Von den

Associationsfeldern d verlaufen die Bahnen l zu den coordinirenden motorischen Rindencentren (m) und von hier die Projectionsbahnen p, mittelst deren die Ausführung der intendirten gewaltsamen Handlungen vor sich gehen kann, peripheriewärts.

Während nun unter normalen Verhältnissen der wollusterregende genitale Impulse auslösende Reiz über a, b, v, c, g, und e continuirlich geleitet wird, müssen wir uns beim Algolagnisten die Bahn b als mit verstärkten Hemmungen versehen, betriebsgestört, oder — in den schwersten Fällen — als gänzlich abgebrochen denken, so dass auf diesem Wege Vorstellungen von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen nicht mehr ausgelöst und die motorischen Centren und Bahnen genitaler Erregungen nicht in Action gesetzt werden. Wohl aber kann das noch, und mit verhältnissmässig um so grösserem Erfolge, auf dem Umwege über die Sinnesfelder d, durch die für gewöhnlich ausgeschalteten oder wenig benutzten Bahnen i und die die Associationsfelder d und v verbindenden (intracentralen) Bahnen k geschehen. Somit werden ausser den adäquaten, von den Sinnesfeldern f aufgenommenen und in den Bahnen h fortgeführten Reizen zu den Associationsfeldern d über i sich auch die von a kommenden gesellen, und es werden sich also mit den Vorstellungen von Zufügung oder Erduldung schmerzerregender Handlungen die typischen Vorstellungen von Wollustgefühl und genitaler Erregung mannigfach associiren. Es können einerseits diese letzteren Vorstellungen mittelst der für sie freigegebenen Bahnen i, d, l, m und p zur Verübung gewaltsam schmerzerregender Handlungen den Anstoss ertheilen — andererseits können die über h und i zugeleiteten, in den Associationsfeldern d gesammelten Vorstellungen auf dem Wege über k, v, c, d und g zur Auslösung sexualer Impulse dienen — so dass nicht bloss die betreffenden Vorstellungen wechselseitig mit einander associirt werden, sondern auch, wie wir das beim Algolagnisten thatsächlich geschehen sehen, die Vornahme (oder Erduldung) schmerzerregender gewaltsamer Handlungen und die Auslösung sexualer Impulse gleichzeitig oder succesiv in Wirksamkeit treten.

Leben und Werke des Marquis de Sade. Sein Character und Geisteszustand.

Donatien Alphonse François, Marquis de Sade wurde als Sprössling einer der vornehmsten und ältesten provençalischen Adelsfamilien am 2. Juni 1740 in Paris geboren. In die lange Reihe seiner Vorfahren gehört jene mit Hugo de Sade vermählte Laura von Noves, die Petrarca an einem Charfreitag, am 6. April 1327, in der Kirche Santa Chiara zu Avignon zum ersten Male erblickte. Ihre von der Poesie verklärte Lichtgestalt war es, die den Oheim und Erzieher unseres Marquis, den gelehrten Abbé de Sade (gestorben 1778), zu seinen einst hochgeschätzten „Mémoires sur la vie de Pétrarque“ (in drei Bänden, 1764 bis 1767) begeisterte. Ein grausamer Witz der Literaturgeschichte hat so die Objectivation selbstlosester, fast unirdischer Liebessehnsucht und den literarischen Hauptvertreter unerhörtester erotischer Ausschweifung und Verirrung in derselben Familie zu greller Kontrastwirkung vereinigt. Der Vater unseres Marquis war Diplomat, die Mutter Ehrendame der Prinzessin Condé, in deren Hause der junge de Sade geboren wurde. Seine erste Erziehung leitete jener gelehrte Oheim in der Abtei Ebreuil; von dort kam der Knabe auf das Collége Louis le Grand in Paris, trat nach damaliger Sitte schon mit 14 Jahren bei den Chevauxlegers ein und wurde der Reihe nach Unterleutnant, Leutnant, Kapitän bei verschiedenen Kavallerie-Regimentern; in dieser Eigenschaft hatte er Gelegenheit, den Siebenjährigen Krieg — bekanntlich keinen besonderen Ruhmestitel der französischen Armee — mitzumachen. Nach Paris zurückgekehrt, heirathete er mit 23 Jahren die Tochter des Präsidenten Montreuil. Sie soll von einnehmendem Aeusseren und sanftem Charakter gewesen sein, wusste ihren Gatten jedoch offenbar wenig zu fesseln, so dass er, wie es heisst, schon vom Jahre der Verheirathung an sich einem ausschweifenden Leben hinzugeben anfing. Er wurde jedenfalls in demselben Jahre wegen unbekannter, in einem Bordell begangener Excesse in Vincennes eingesperrt, aber wie es scheint ziemlich bald wieder entlassen. Später soll er in Gesellschaft einer Schauspielerin, die er für seine Frau ausgab, auf seinem Schlosse Contat gelebt haben. Der im nächsten Jahre (1767) erfolgte Tod des Vaters verschaffte de Sade die Nachfolge als Generalleutnant für Bresse, Bugey und Valromey; doch mochte er zu dieser Zeit schon zu sehr in den Strudel sinnlicher Ausschweifungen versunken sein, um für eine ernstere Lebenshaltung und Pflichterfüllung noch die nöthige Befähigung zu besitzen, Gleich im darauf folgenden Jahre lenkte er durch eine Scandalaffaire, die auch zu gerichtlichem Einschreiten Anlass gab, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und lieferte eine Probe dessen, was von seiner Lebensführung und deren späterer literarischer Fructification noch erwartet werden durfte. Er hatte am 3. April 1768 durch seinen Kammerdiener, den Vertrauten aller seiner Ausschweifungen, zwei Freudenmädchen nach einem ihm gehörigen Hause in Arcueil führen lassen und ausserdem selbst eine Frau, der er zufällig begegnet war, Rosa Keller, die Wittwe eines Pastetenbäckers, dahin gelockt, sie eingeschlossen und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, sich vollständig zu entkleiden, ihr die Hände gebunden und sie bis aufs Blut gepeitscht; darauf hatte er sie in diesem Zustande verlassen, um sich zu den beiden Mädchen zu begeben und die Nacht mit ihnen in einer Orgie zu verbringen. Am Morgen war es der Eingeschlossenen gelungen, sich von ihren Banden zu befreien und durchs Fenster zu

springen; es kam zu einem grossen Auflauf; man drang ins Haus und fand den Marquis und die Genossen seiner Lüste sinnlos betrunken. De Sade wurde verhaftet, die Kammer von Tournelle leitete eine Untersuchung ein, die aber auf königlichen Befehl — es war die Zeit Ludwig des Fünfzehnten und der Stern der Dubarry eben im Aufgehen! — alsbald niedergeschlagen wurde, nachdem der Marquis seinem Opfer, der Rosa Keller, ein Schmerzensgeld von 100 Louisd'or bezahlt und damit seine „Schuld gesühnt" hatte.

In dieser Affaire tritt schon deutlich ausgesprochen jene eigenthümliche Form der Combination von Wollust und Grausamkeit hervor, die freilich nicht völlig demjenigen entspricht, wofür man den Ausdruck „Sadismus" im engeren Sinne geprägt hat, insofern die Vornahme grausamer Handlungen dabei nicht als Selbstzweck, sondern wesentlich als präparatorischer Act, als Stimulus der Wollustbefriedigung zu dienen bestimmt ist: denn die Peitschung der Rosa Keller hatte allem Anschein nach den Zweck, de Sade zum Verkehr mit den beiden Mädchen in „Stimmung" zu bringen. Uebrigens bewirkte der Vorfall in der Lebensweise de Sade's keine ersichtliche Aenderung. Er knüpfte mit der ihm, wie es scheint, wahlverwandteren Schwester seiner Frau ein Verhältniss an und machte in deren Begleitung eine längere Reise nach Italien. Wir mögen in den beiden ungleichen Schwestern wohl die Urtypen von Justine und Juliette vor uns haben, wie wir auch die Reise nach Italien in der „Juliette" vom Ende des dritten bis zum sechsten Bande, mit phantastischen Ausschmückungen natürlich, ausgiebig benutzt finden. Auf der Rückreise soll de Sade in Marseille (im Juni 1772) durch einen neuen Scandal zum Einschreiten der Behörden Veranlassung gegeben haben, indem er bei einer von ihm veranstalteten Orgie den dazu entbotenen Freudenmädchen kantharidenhaltige Pastillen in solcher Dosis verabreichte, dass zwei der Mädchen an den Folgen des Genusses starben. Diesmal erging sogar von dem Parlament in Aix gegen de Sade und seinen Kammerdiener, die erst nach Genf und von da auf savoyisches Gebiet nach Chambery geflüchtet waren, ein Contumazurtheil, das Beide wegen Sodomie und Giftmord zum Tode verurtheilte; doch wurde dieses Urtheil nach sechs Jahren, die die Schuldigen zum grossen Theil im Auslande zubrachten, kassirt und in eine dreijährige Verbannung von Marseille und fünfzig Livres Geldstrafe umgewandelt. Aus Vincennes, wo man ihn vorläufig eingesperrt hatte, wusste de Sade mit Hilfe seiner Frau (im August 1778) zu entkommen. Die obige Affaire erscheint allerdings, nach der neuesten Darstellung (von Cabanès) sehr abgeschwächt, auf einen einfachen, in einem Marseiller Bordell verübten Excess ohne tödtlichen Verlauf beschränkt; und auch über das Folgende existiren sehr verschiedene Versionen, die den Schauplatz bald nach Paris, bald nach Marseille verlegen und die Zeit des Vorkommnisses gleichfalls ziemlich unbestimmt lassen. Wiederum soll es sich um schreckliche Folgen der Kantharidenvergiftung bei eingeladenen Ballgästen aus den Kreisen der vornehmen Welt — Herren und Damen — gehandelt haben. Der Marquis und seine Schwägerin — die hier immer unverhüllter als das Original der Juliette hervortritt — sollen beim Ausbruch der sich entwickelnden Schreckensscenen, die mehreren Damen das Leben kostete, schleunigst das Weite gesucht haben. Nach der von Brierre de Boismont wiedergegebenen Schilderung soll man ferner — es ist nicht klar, ob vor oder nach diesem verhängnissvollen Ballsouper — in einem Hause einer abgelegenen Strasse von Paris eine tief ohnmächtige junge Frau angetroffen haben, der an verschiedenen Stellen des Körpers die Adern geöffnet und zahlreiche Einschnitte mit der Lanzette beigebracht waren und die, mit Mühe ins Leben zurückgerufen, den Marquis, der sie in das Haus gelockt habe, nebst seinen Leuten als Urheber dieses Verbrechens anschuldigte. Auch hier hatten, wie es scheint, die auf seinen Befehl und vor seinen Augen vollzogenen Blutentziehungen

dem Marquis als wollusterregender Reiz, als vorbereitender Act der eigentlichen geschlechtlichen Befriedigung — diesmal an dem Opfer selbst — dienen müssen. Das Abenteuer klingt auch in Justine und Juliette wieder, im dritten und vierten Buch der Justine, in der Schilderung des Grafen Gernande, jenes Monomanen der Aderlässe und Incisionen, dessen blutgieriger Passion schon sechs Frauen zum Opfer gefallen sind. Wie es nun mit der Gleichzeitigkeit der beiden Ereignisse auch stehen mag; jedenfalls wurde de Sade daraufhin von Neuem verhaftet und erst nach Vincennes, dann (im Jahre 1789) nach der Bastille gebracht, zu deren letzten Insassen, oder — im Sinne der Revolutionschwärmer — unglücklichen Opfern er sich zählen durfte. Denn erst kurz vor dem berühmten Bastillensturm wurde er in Folge eines Wortwechsels mit dem Gouverneur Delaunay (dem nachherigen Opfer der Volkswuth) nach dem Irrenasyl Charenton übergeführt, sonst würde auch ihm die Volksmenge an jenem blutigen 14. Juli 1789 die Freiheit verschafft haben, die er nun erst neun Monate später erhielt, durch den Beschluss der constituirenden Versammlung vom 17. März 1790, der die sofortige Befreiung aller durch „lettre de cachet“ Verhafteten anordnete.

Der dankbare Marquis stürzte sich denn auch mit Begeisterung in den Strudel der revolutionären Bewegung; er liess mehrere dieser Richtung huldigende Theaterstücke aufführen und trat später dem Club der Pikenmänner (société populaire de la section des piques) bei, als deren Secretair er am 29. September 1793 eine noch erhaltene Rede hielt, die den Manen der edlen Volkshelden Marat und Lepelletier geweiht und ganz und gar mit dem schwülstigen Phrasengewäsch des Demagogenthumes jener Tage, in das sich de Sade ziemlich geschickt hinein zu finden wusste, erfüllt ist. Auch in der Juliette, an der de Sade damals arbeitete und im Geheimen druckte, fehlt es nicht an bluttriefenden Tiraden gegen die „Tyrannen“ und an einem ultrarevolutionären fanatischen Hasse gegen Königthum und monarchische Institutionen, der nur durch den Hass gegen Religion und Kirche noch überboten wird. Bei alledem vermochte sich de Sade — wie es scheint, wegen einiger zur Rettung seines Schwiegervaters Montreuil unternommenen Schritte — dem Misstrauen der revolutionären Machthaber nicht zu entziehen; er wurde als „verdächtig“ denunzirt, im December 1793 verhaftet und erhielt erst nach dem Sturze Robespierre's, im October 1794, seine Freiheit wieder. Bessere Zeiten brachen für ihn unter dem Directoire an, als ein Wüstling und Schwelger wie Barras mit seinen Gesinnungsgenossen die Geschicke Frankreichs leitete und unter dem Aushängeschild der Republik die Sittenzustände spätrömischer Décadence wieder heraufführte. Damals durfte de Sade es wagen, nicht nur 1796 die vollendete Juliette, sondern auch 1797 sein gesammtes zehnbändiges Hauptwerk und zugleich eine neue veränderte Auflage der Justine mit Kupferstichen erscheinen zu lassen und von diesem Werke den fünf Mitgliedern des Direktoriums eigens abgezogene Velinexemplare zu überreichen. Aber diese schönen Zeiten konnten nicht dauern. Bald kam das Säbelregiment Bonapartes, das Konsulat; und als de Sade auch dem Ersten Konsul seine beiden Werke in der eben neu erschienenen Gesammtausgabe zuzuschicken wagte, kam er schlimm an. Bonaparte soll, nachdem er wenige Zeilen gelesen hatte, die Bücher, trotz ihrer reichen Einbände, ins Feuer geworfen haben. Jedenfalls liess er (1781) die ganze Auflage confisciren, den Verfasser noch in dem selben Jahre verhaften und erst nach Sainte-Pélagie, dann (1803) nach Charenton bringen, wo er als unheilbarer und gefährlicher Geisteskranker bis zu seinem Lebensende festgehalten wurde. Allerdings scheint bei der gegen de Sade beobachteten Strenge auch der Umstand mitgewirkt zu haben, dass dieser ein gegen Josephine und ihre Freundinnen gerichtetes Pasquill — unter dem Namen Zoloé et ses deux acotytes — in Umlauf gesetzt haben soll. Aus den letzten Lebensjahren des Marquis, aus der

Zeit seines Aufenthaltes in Charenton, besitzen wir verschiedene, von Augenzeugen herrührende, nicht von Widersprüchen freie Schilderungen. Nach einer davon erscheint de Sade als ein kräftiger, die Gebrechen des Alters nicht an sich tragender Greis mit schönem weissen Haar, von würdevollem Aussehen, liebenswürdigem und überaus höflichem Benehmen, der dabei auf jede Anrede mit sanftester Stimme schmutzige Worte hervorsprudelte und bei seinen Spazirgängen im Hofe obszöne Figuren in den Sand zeichnete. Er arbeitete emsig an Schriften ähnlichen Inhalts und liess auf der Bühne des Irrenhauses selbstverfasste Theaterstücke zur Aufführung bringen; später soll er auch, mit Genehmigung des offenbar sehr toleranten Anstaltleiters, Abbé Culmier, Bälle und Konzerte arrangirt haben, die endlich der dabei stattgehabten Missbräuche halber auf ministerellen Befehl (am sechsten Mai 1813) untersagt wurden. Merkwürdig ist, dass ein sehr hervorragender Irrenarzt, der ärztliche Direktor von Charenton, Royer-Collard, auf das Dringendste die Entfernung de Sades aus der Irrenanstalt forderte, da er ihn nicht für geisteskrank hielt und seinen überaus schädlichen Einfluss auf die wirklichen Geisteskranken in wiederholten Eingaben betonte, während dagegen mehrere vornehme Damen sich lebhaft für de Sade verwandten und dessen Verbleiben in Charenton, wo er es augenscheinlich sehr gut hatte, bei dem Polizeiminister Fouché erbaten und durchsetzten. So starb denn de Sade als vierundsiebenzigjähriger Greis, nachdem er noch den Sturz Napoleons und die Restauration erlebt hatte, in dem Asyl, dessen Bewohner er seit nahezu zwölf Jahren war, am zweiten Dezember 1814. Von seinen Zeitgenossen haben ihm namentlich Rétif de la Bretonne (in den „Nuits de Paris“ und in der unter dem Pseudonym Lingnet herausgegebenen Gegenschrift Anti-Justine), sowie Charles Nodier in seinen „souvenirs“ — der in ihm ein unglückliches Willküropfer des Konsulats und des Kaiserreichs erblickte! — literarische Aufmerksamkeit gewidmet. Später hat Jules Janin in einem zuerst 1835 in der Revue de Paris erschienenen und in den „Catacombes“ wiederabgedruckten Aufsatz über das Leben und die Werke de Sade's geschrieben, wobei jedoch mannichfache Irrthümer unterliefen. Weitere, zum Theil werthvolle biographische Notizen sind in dem anonym erschienenen Buche „Le Marquis de Sade“ (Brüssel, Gay und Doucé, 1881) enthalten. Neuerdings sind in Frankreich Abhandlungen über den Marquis de Sade von Marciat (Lyon 1899) und von Cabanès (1900) erschienen; einen Theil der von der Marquise de Sade an ihren Gatten gerichteten Correspondenz hat Ginisty (grande revue 1899 Nr. 1) kürzlich herausgegeben. In Deutschland habe ich zuerst einen psychologischen Essai über den Marquis de Sade (Zukunft 1899, VII 26) veröffentlicht; seitdem ist die umfassende Monographie von Dr. Eugen Dühren „Der Marquis de Sade und seine Zeit, ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts“ erschienen, die — ein Zeichen des erstarkten Interesses — bereits in dritter Auflage (Berlin, 1901) vorliegt.

Das grosse Hauptwerk de Sades, die Ursache und Quelle seiner herostratischen Unsterblichkeit, besteht aus zwei mit einander eng zusammenhängenden, wenn auch ursprünglich getrennt herausgegebenen Theilen. Der erste Theil, „Justine“, erschien anonym zuerst 1791, die Fortsetzung, „Juliette“, ebenfalls anonym 1796, das Ganze in zehn Bänden in Holland 1797. Diese mir vorliegende Gesammtausgabe trägt in ihren vier ersten Bänden den Titel: „Histoire de Justine ou les malheurs de la Vertu par le Marquis de Sade“ (en Hollande 1797) und das bezeichnete Motto: „On n'est point criminel pour faire la peinture des bizarres penchants qu,inspire la nature“. Die sechs folgenden Bände

führen den Titel: „Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade“. Druckangabe und Motto sind dieselben wie bei Justine. Auffällig ist, dass auf dem Titelblatt, als zur Justine gehörig, 44, zur Juliette 60, — im Ganzen also 104 — Stiche bezeichnet werden, während thatsächlich nur 100 Stiche (zehn für jeden Band) vorhanden sind, deren Zugehörigkeit zu der betreffenden Ausgabe durch die beigedruckten Band- und Seitenzahlen ersichtlich ist. Uebrigens ist — ganz abgesehen von der Schauerlichkeit des Dargestellten — der künstlerische Werth dieser Illustrationen überaus gering. Grobe Fehler der Zeichnung, der Perspektive, gänzlicher Mangel an Individualisirung, dürftige, fast ärmliche Erfassung der Scenerie frappiren bei der Mehrzahl der Bilder, denen man höchstens die compositionelle Treue in Anlehnung an die oft recht komplizirten Gruppenbeschreibungen des Textes als ein immerhin zweifelhaftes Verdienst zusprechen kann. Hier hätte es, wenn derartiges überhaupt gewagt werden sollte, der entfesselten und vor nichts zurückschaudernden Phantasie bedurft, mit der ein Doré die Gestalten von Dantes Inferno nachzuschaffen gewusst hat.

Der Inhalt — oder vielmehr die das Ganze beherrschende Grundtendenz — ist schon durch die Nebentitel „les malheurs de la vertu“ und „les prospérités du vice“ genügend gekennzeichnet. Mit zähester Beharrlichkeit wird durch alle zehn Bände hindurch immer und immer wieder das Thema variirt, dass es der „Tugend“, gerade eben weil und so lange sie Tugend ist und sein will, nothwendig höchst elend ergehen und dass das „Laster“ eben so nothwendig floriren und oben aufkommen muss. Die Vertreterinnen der entgegengesetzten Moralextreme sind die beiden Schwestern, Justine und Juliette. Wir finden sie zuerst in noch sehr jugendlichem Alter, eben verwaist und durch den Bankerott ihres Vaters in dürftigen Verhältnissen: Justine, fest entschlossen, unter allen Umständen tugendhaft zu bleiben, und die ältere Juliette eben so fest entschlossen, sich dem eine glänzende Karriere verheissenden Laster in die Arme zu werfen. So trennen sich ihre Wege. Wir begleiten nun vier Bände hindurch die tugendhafte Justine auf ihren Irrfahrten, wobei es ihr immer jammervoller ergeht, ihr Vertrauen immer schmerzlich enttäuscht, ihre Gutherzigkeit immer an Unwürdige und an Bösewichte verschwendet wird, ihre Wohlthaten jedesmal zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen, ohne dass sie doch zur Erkenntniss ihrer grenzenlosen Thorheit, nach des Verfassers Standpunkt, durchzudringen vermag, — was ihre aufgeklärten Gegner, die Grossinquisitoren der natürlichen Vernunft, mit Fug und Recht gegen sie erbittert. Schliesslich wird sie wegen einer ihr fälschlich zugeschriebenen Brandstiftung zum Tode verurtheilt, entkommt aber aus dem Gefängniss und gelangt zufällig auf das Schloss ihrer Schwester, die sie von einer eben so glänzenden wie frivolen Gesellschaft umgeben antrifft. Sie erzählt Juliette ihre Geschichte,

die einen der Zuhörer zu der Bemerkung veranlasst: „voilà bien ici les malheurs de la vertu“ und, auf die anwesende Juliette deutend: „là, mes amis, les prospérités du vice“. Juliette, die es inzwischen zu grossem Reichtum und zum Range einer Gräfin Lorsanges gebracht hat, trägt nun ebenfalls ihre Geschichte vor, die zugleich die Geschichte ihrer wachsenden Erfolge ist; sie debutirt charakteristischer Weise im Kloster, kommt dann zu einer Kupplerin, wird die Geliebte des allmächtigen Ministers Saint-Fond und die über unbegrenzte Mittel verfügende Anordnerin und Leiterin seiner heimlichen Orgien. Ein einziger Rückfall in die Tugend oder ein allzu skrupulöses Bedenken zieht ihr den Verlust dieser Stellung zu und nöthigt sie zur Flucht; der treffliche Graf Lorsanges rettet und heirathet sie, wird von ihr aber seiner langweiligen Tugendboldigkeit halber verabscheut und bald vergiftet, worauf sie in Begleitung ihres Liebhabers eine an Abenteuern reiche Reise nach Italien antritt. Die einzelnen Etappen werden sehr genau geschrieben, namentlich der Aufenthalt am Hofe des Grossherzogs von Toscana (des späteren Kaisers Leopold des Zweiten), am päpstlichen Hofe und am Hofe des Lazzaronikönigs Ferdinand von Neapel und seiner tribadischen Königin Karoline, der Schwester Marie Antoinettes; endlich in dem noch republikanischen Venedig. Hier lebt sie als Courtisane im grössten Stil, wird schliesslich in das Schicksal einer Freundin hineingezogen, die zwar Giftmischerei im Kleinen gewerbsmässig verübt, aber vor einer ihr behördlich anbefohlenen Giftmischerei im Grossen zurückschreckt — mehr aus „Mangel an Muth“ als an gutem Willen, wie die Erzählerin entschuldigend bemerkt —, und kehrt nach Frankreich zurück, wo sich die Verhältnisse inzwischen aufs Günstigste für sie aplanirt haben. Die Schlussworte ihrer Erzählung enthalten eine triumphirende Apologie von Laster und Verbrechen, mit deren Hilfe sie es so herrlich weit gebracht hat. Justine ist aber nicht zu bekehren, und da Juliette sich weigert, eine solche „Prüde“ als Schwester anzuerkennen und im Hause zu behalten, so wird sie beim Herannahen eines Gewitters auf die Strasse geworfen und sogleich von einem Blitzstrahl getötet, vor den Augen der zuschauenden Gesellschaft, die in entzückten Jubel darüber ausbricht, dass der „Himmel“ die Tugend in solcher Weise belohne.

Dies das nackte Gerippe der Handlung, die in ihrem Rahmen eine bunte Fülle von Gemälden erotischer Ausschweifungen und bluttriefender Orgien umschliesst und mit einer kaum minder breiten Fülle lehrhafter Exkurse in monologischer und dialogischer Form, namentlich in der zweiten Hälfte, durchsetzt ist. Die „Helden“ und „Heldinnen“ (sit venia verbo) dieser Orgien scheinen das Bedürfniss zu fühlen, sich selbst und ihren Opfern bei jeder Gelegenheit die Nothwendigkeit und Berechtigung ihres Handelns mit allem nur möglichen rhetorischen Aufwande vorzudemonstriren und für ihre Grundsetze mit fanatischer Ueberzeugungtreue

Propaganda zu machen. Seiner ersten Anlage nach weist das Werk auf die Zeit vor Ausbruch der Revolution zurück, da das Königthum Ludwigs des Sechzehnten und Marie Antoinettes noch als unerschüttert vorausgesetzt wird und wenigstens keine ausdrückliche Wendung auf die späteren Vorgänge der Revolution hindeutet. Uebrigens scheint nach einzelnen, allerdings nicht sicher beglaubigten Angaben noch eine andere, aus späterer Zeit stammende Ueberarbeitung zu existiren.

Ueber die übrigen Schriften de Sade's kann ich mich kurz fassen, da sie — so weit sie ihm mit Sicherheit zugehören — nicht geeignet sind, uns die Befähigung und geistige Eigenart ihres Verfassers von anderer und besserer Seite kennen zu lehren. Am meisten der Erwähnung werth ist noch „La philosophie dans le boudoir“; in der in meinem Besitz befindlichen Ausgabe mit der Bezeichnung: „ouvrage posthume par l'auteur de Justine“, Londres aux dépenses de la compagnie 1805 (in zwei Bänden). Da de Sade zur Zeit des Druckes noch am Leben war, muss der Ausdruck „posthume“ der Unkenntniss oder absichtlichen Irreführung entspringen. Das Buch ist ein verwässerter, geistloser Abklatsch der in Justine und Juliette entwickelten Lehren, angewandt auf die „Erziehung“ eines unerfahrenen jungen Mädchens; es berührt sich somit im Stoffe merkwürdig mit der Mirabeau zugeschriebenen „Education de Laure“ — einem übrigens ganz elenden und geistlosen Machwerk — wie ja auch andere literarische Jugendsünden des vielbewunderten Revolutionhelden, wie „Ma conversion“ und „Erotica biblion“ des sadischen Geistes einen recht starken Hauch verspüren lassen. Mirabeau, der in einem noch erhaltenen Briefe gegen jede Gemeinschaft mit de Sade entrüstet protestirt und diesen Autor, falls er es wagen sollte, sich auf ihn zu beziehen, mit Stockhieben bedroht, kann sich demnach, wie auch andere Revolutionmänner — ich erinnere nur an Saint-Just und Marat —, dem Verdachte einer gewissen Geistesgenossenschaft nicht gänzlich entziehen.

„Aline et Valcour, ou le roman philosophique“, ein Buch, das de Sade vor der Revolution während seines Aufenthaltes in der Bastille geschrieben haben soll (zuerst gedruckt 1793), ist ein ziemlich unbedeutender, auch wieder mit viel eintönigem Raisonnement durchsetzter Roman; und dasselbe scheint von dem unter dem Namen „Les crimes de l'amour“ zusammengefassten Novellencyclus zu gelten, woraus mir allerdings nur eine („Juliette et Raunal, ou la conspiration d'Amboise, nouvelle historique“) aus eigener Lecture bekannt ist. Man findet sie in dem 1881 bei Gay und Doucé in Brüssel anonym erschienenen Werke „Le Marquis de Sade“, das ausserdem noch eine daran knüpfende Abhandlung über den Roman („Idée sur les romans“) und eine gegen einen missgünstigen Kritiker, Villeterque, gerichtete Schmähschrift („L'auteur des crimes de l'amour à Villeterque folliculaire“) sowie die schon erwähnte, in der section des piques zur Leichenfeier Marats und Lepelletiers gehalteneu Rede enthält. Alle diese Schriften zeigen nur, dass de Sade über die Gabe eines mittelmässigen Skribenten — die Kunst, langweilig zu schreiben — in ziemlich hohem Grade verfügte, und ausserdem, dass er es zweckmässig fand, wenigstens in der Zeit, wo er die „Idée sur les romans“ erscheinen liess, die ihm zugeschriebene Autorschaft der Justine hartnäckig zu leugnen. Dass es ihm dabei auf einen Haufen der handgreiflichsten und fadenscheinigsten Lügen nicht ankommt, wird uns bei der ganzen sonstigen Eigenart des Mannes schwerlich befremden.

Der „moralische“ Standpunkt (sit venia verbo), den de Sade in seinem Hauptwerke Justine und Juliette, wie auch in der „Philosophie

dans le boudoir“ einimmt, — sofern es erlaubt ist, im Sinne der alten Moralisten von einem solchen zu reden — ist der einer Art Antimoral, einer Teufelsmoral, die in Inhalt und Tendenz seines grossen Doppelwerkes erschöpfend zum Ausdruck gelangt und auf die schon die Titelbezeichnung gleichsam präludirend hinweist. Das beständige Unglück, das die „Tugend“ mit Naturnothwendigkeit zu erleiden hat, und das Glück, das dem „Laster“ eben so naturgemäfs erblüht, ist ja das Hauptthema, das durch alle zehn Bände in allen erdenklichen Variationen durchgeführte, in Handlung umgesetzte und mit weitschweifigen Kommentaren erläuterte Leitmotiv der gesammten Komposition. Die Begriffe „Tugend“ und „Laster“ werden dabei ganz im alten, landläufigen Sinn genommen; doch geschieht das, möchte man sagen, mit einer Art unfreiwilliger Selbstpersiflage: denn auf jenem vorgeschobensten Standpunkte mechanistischer Weltauffassung, wie ihn de Sade einzunehmen behauptet, giebt es, im Grunde genommen, weder Tugend noch Laster; die Moralbegriffe „gut“ und „böse“ existiren einfach nicht, da sie in dem Alles umfassenden Begriff des mechanisch bedingten Naturgeschehens ihre Auflösung finden. Davon aber, dass er in diesem Sinne eigentlich gegen Gespenster ficht, merkt der Verfasser in seinem antimoralischen Fanatismus so wenig wie von der Absurdität des selbstgefällig zur Schau getragenen Gotteshasses und der Gottesfeindschaft neben seinem auf Schritt nnd Tritt feierlichst als unumstössliches Dogma verkündeten materialistischen Atheismus. Ein ungeheurer Eifer wird an unzähligen Stellen darauf verwendet, zu deduziren, dass das sogenannte „Böse“ keineswegs verwerflich, weil nicht gegen die Natur, vielmehr ganz deren Zielen und Absichten gemäfs sei, und dass wir im Gegenteil höchstens dann verwerflich handeln, wenn wir uns diesen Absichten der Natur widersetzen, statt ihnen, auch so weit sie in unseren scheinbar verbrecherischen Begierden zum Ausdruck kommen, blindlings, widerstandlos zu folgen. Altruistische Rücksichten können und dürfen uns dabei am allerwenigsten hindern; „was die Thoren Humanität nennen, ist nur eine aus der Furcht und dem Egoismus entsprungene Schwäche“, heisst es in der Philosophie dans le boudoir, Band II, Seite 178), und ebenda wird auseinandergesetzt, dass es „Verbrechen“ überhaupt nicht geben könne, dass wir nur blinde Werkzeuge dessen zu sein haben, was die „Natur“ uns „inspirirt“: „Nons dicta-t-elle d'embrâser l'univers? Le seul crime serait d'y résister et tous les scélérats de la terre ne sont que les agents de ses caprices.“ Und ganz dieser Anschauung entsprechend krönt denn auch Juliette die lange Erzählung ihrer Abenteuer und siegreichen Erfolge mit den ein wahrhaft infernalisches Glaubensbekenntniss enthaltenden Worten: „Tant pis pour les victimes, il en faut; tout se détruirait dans l'univers, sans les lois profondes de l'équilibre; ce n'est que par des forfaits que la nature se maintient et

reconquit les droits que lui enlève la vertu. Nous lui obéissons donc en nous livrant au mal; notre résistance est le seul crime, qu'elle ne doive jamais nous pardonner. Oh! mes amis, convainquons-nous de ces principes! Dans leur exercice se trouvent toutes les sources du bonheur de l'homme" (Juliette, Band VI, Seite 343, 344).

Ich glaube, man hat ein gewisses Recht, einen solchen Moralstandpunkt als den einer Art Antimoral oder Teufelsmoral zu kennzeichnen, und ich möchte daran nur die Bemerkung knüpfen, dass bei dem Ausbau dieser „Moral" auch eine ganz ähnliche Inkonsequenz oder — richtiger — Unzulänglichkeit zu Tage tritt wie bei der gewöhnlichen deistischen Moral; während diese nämlich den Ursprung des „Bösen" nicht in überzeugender Weise darzuthun vermag, erscheint es vom Standpunkt de Sade's eben so unmöglich, den Ursprung des „Guten", das es ja nach Alledem doch auch in der Welt giebt und das in seinen zu „Opfern" bestimmten Vertretern sogar einen so breiten Raum einnimmt, einleuchtend zu erklären. Ein Versuch dazu wird übrigens gar nicht einmal gemacht; wer wollte auch Selbstkritik und nöthigen Falls Verzichtleistung auf die schon von vorn herein feststehenden Prämissen bei einem mit geistigen Scheuklappen versehenen und im Genusse seines Ein- und Allgedankens schwelgenden Monoideisten erwarten?

So bekunden denn alle die zahlreichen Vertreter und Vertreterinnen des Bösen, die uns in Justine und Juliette vorgeführt werden, ein felsenfestes Vertrauen auf den Sieg ihrer Sache, ein Vertrauen, das in der ganzen Kette der Ereignisse, die sich vor uns abspielen, auch niemals getäuscht wird. Selbst in den misslichsten Lagen, in die sie der Zufall hin und wieder versetzt — Juliette, zweiter und fünfter Band —, verlässt dieser „Glaube" sie nicht und veranlasst sie, sich den Repräsentanten des Guten gegenüber, wo diese wirklich einmal vorübergehend obenauf kommen, mit dem selbstgewissesten Uebermuth zu benehmen und jenen ihren baldigen Sturz vorauszusagen. Die Unterdrückung und Vernichtung der als „gemeinschädlich" erkannten Tugend ist gewissermaſsen die Mission, die Pflicht und Aufgabe des Lasters; nicht nur im Einzelleben, sondern auch in den grossen Verhältnissen des staatlich-gesellschaftlichen Lebens, für dessen Organisation nach denselben Prinzipien an verschiedenen Stellen der Juliette beachtenswerthe, wenn auch begreiflicher Weise fragmentarisch gebliebene Anläufe gemacht werden.

Im Vorhergehenden wurden schon mehrfach zwei Züge erwähnt, die — wenn wir von den sexualpathologischen Momenten ganz absehen — in de Sade's literarischer Physiognomie besonders auffällig hervortreten, sich aber doch mit den übrigen zu einer geistigen Einheit zusammenschliessen. Das ist der eigenartig gefärbte Atheismus de Sade's und sein politischer Radikalismus.

Der Atheismus de Sade's geberdet sich, wie wir sahen, inkonsequenter Weise zugleich als ein fanatischer Misotheismus, der von dem bekannten Worte: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer“ nur Gebrauch zu machen scheint, um diesen eigens erfundenen Gott blasphemisch zu beschimpfen und zu verhöhnen. Dieser doktrinäre Atheismus schliesst natürlich auch, wie gewöhnlich, einen Hang zu kindisch-abergläubischem Mystizismus keineswegs aus, wovon wir das grassestə, zugleich furchtbarste und lächerlichste Beispiel in dem sehr breitgetretenen und mit geheimnissvoller Wichtigthuerei behandelten Ceremoniell Saint-Fond's finden, der sich mit den zum Tode bestimmten Opfern regelmäfsig einschliesst, um sie mit ihrem eigenen, aus der Nähe des Herzens entnommenen Blute einen Zettel unterzeichnen zu lassen, in dem sie ihre Seele dem Teufel verschreiben und den sie auf dem Wege einer nicht wiederzugebenden Inkorporation in die doch immerhin als möglich erachtete andere Welt mitnehmen müssen, (Juliette, Bd. II, Seite 286 ff.). Auf der anderen Seite schlägt dieser Atheismus wieder in eine völlig anthropomorphistische Auffassung der Natur um, — nur dass diese als Vertreterin des Bösen personifizirte Natur statt des milden Gottesantlitzes eine Teufelsfratze zu tragen scheint, deren Kultus der zerzerstörten Gottesanbetung mit grimmigem Hohne pomphaft substituirt wird.

Der politische Radikalismus de Sade's ist zum Theil von jener entsetzlich oberflächlichen, kurzsichtig dilettantischen Art, wie er uns in den depravirten französischen Adelskreisen gerade in den Zeiten kurz vor Ausbruch der Revolution gar nicht selten begegnet. Ein bemerkenswerther Grundzug ist überdies auch hier, ganz wie bei der eben geschilderten Abart des Atheismus, neben der prinzipiell antimonarchischen Gesinnung der fanatische Hass gegen Königthum und Kirche und gegen alle damit zusammenhängenden sozialen Institutionen, — man darf sagen: der Geist eines, auf der sich souverain geberdenden naturalistischen Kritik beruhenden, individualistischen Nihilismus und Anarchismus. Und diese Denkweise lässt de Sade, so leer und gehaltlos sein doktrinärer Radikalismus im Uebrigen auch ist, immerhin als einen „Vorläufer“ erscheinen, für den sich auch in unseren Tagen des theoretischen und praktischen Anarchistentreibens und des wiederauflebenden Stirner-Kultus manche unerfreuliche Anknüpfung bietet.

Um die geistigen Wurzeln einer solchen Erscheinung wie de Sade in noch grösserer Tiefe blosszulegen, müsste man freilich noch andere dem Volks- und Zeitgeiste angehörige Faktoren in weit grösserem Umfange, als es hier möglich ist, zu berücksichtigen suchen. Es würde dabei jenem eigenthümlichen gallokeltischen Elemente des französischen Volkscharakters Rechnung zu tragen sein, dem neben dem frivolerotischen auch der lüstern-grausame Zug von jeher nicht fehlte

und der in Voltaires Kennzeichnung seiner Landsleute als „Tigeraffen“ den zutreffendsten Ausdruck, in sozialen Vorgängen der „grossen“ Revolution bald nachher eine drastische Illustration findet. Es würde ferner auf jenen eigenartigen Geist der in Sittenverderbniss und Degenerescenz hinsiechenden französischen Adelskaste Bezug zu nehmen sein, bei der sich hohler Standesdünkel mit einem frivolen, alles, auch die Grundlagen der eigenen Existenz negirenden und zersetzenden Skepticismus und Pseudoradicalismus — man denke nur an das Auftreten eines Philippe Egalité — unheilbringend vereinigt. Und endlich müsste vor allem der Zusammenhang mit gewissen Elementen der zeitgenössischen Popularphilosophie in Rechnung gezogen werden, namentlich mit der durch die Encyclopädisten und ihre seichte Gefolgschaft vertretenen materialistisch-atheistischen Richtung. Es mag als ein in seinen Consequenzen einem de Sade schon bedenklich nahe stehender Repräsentant dieser „Aufklärungsphilosophie“ nur der berüchtigte Verfasser der Histoire naturelle de l'âme und des Homme-machine, Lamettrie, namhaft gemacht werden, den auch des grossen Friedrich's academische Lobrede und Du Bois-Reymond's etwas geschraubte Ehrenrettung uns menschlich kaum näher zu bringen vermögen. Der Aufklärungstandpunkt für religiöse und ethische Fragen war durch den materialistischen Atheismus der Encyclopädisten ein für allemal gegeben; de Sade hat nur, scrupelloser als ein Diderot, scrupelloser selbst als Lamettrie, die äussersten Consequenzen des theoretischen und natürlich auch des practischen Materialismus auf seine Weise gezogen. Ganz wie seine Zeitgenossen hängt er dabei an der altdemokritischen corpuscularen Theorie der Materie, mit ihren räumlich getrennten, überall gleichartigen Theilchen (Molekeln), durch deren Bewegung und Stoss alle Phänomene des körperlichen und geistigen Lebens in einer für ihn und seinesgleichen restlos befriedigenden Weise erklärt werden; die „molécules malfaisantes“ spielen denn auch bei seinen antimoralischen Explicationen eine hervorragende Rolle. Die klägliche Oede einer solchen Weltanschauung wird nur durch die brutale Selbstgewissheit, mit der sie vorgetragen und als keines Beweises bedürftig hingestellt wird, allenfalls überboten.

Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass auch Verbindungfäden von de Sade zu gewissen zeitgenössischen Vertretern einer analytischen Richtung der Psychologie hinüberführen, die von Max Dessoir[1]) in seiner beachtenswerthen Geschichte der neueren deutschen Psychologie als subjectivistische Analytiker zusammengefasst wurden. Für den psychologischen Roman, der auf subjecti-

---

[1]) Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie, zweite Auflage, erster Halbband. Berlin, Karl Duncker, 1897, p. 301 ff.

vistischer Analyse des Seelenlebens beruht, hatte bekanntlich Rousseau in seiner Nouvelle Héloise den Ton angegeben, — derselbe Rousseau, der in seinen Confessions einen Act des moralischen Exhibitionismus verübt und dabei selbst vor der Enthüllung direct exhibitionistischer Neigungen nicht zurückscheut. Einem de Sade unendlich näher als die trotz Allem grosse und ergreifende Gestalt Rousseau's steht jener „Rousseau du ruisseau", Rétif de la Bretonne, über den Dessoir urtheilt: „Er wurde von wüthendster Sinnlichkeit gepeitscht und durch den Götzendienst des eigenen Ich in eine Art Exhibitionismus hineingetrieben. Daher hat er wie kein Zweiter verstanden, die Entstehung, Eigenthümlichkeit und Gewalt der Geschlechtsliebe zu analysiren und dem Ich einen geradezu raffinirten Cultus zu widmen." Da haben wir im Keime den literarischen de Sade, nur schwächlicher, passiver, so zu sagen unblutiger. Wäre Rétif eine mehr activ und impulsiv, weniger contemplativ veranlagte Natur gewesen und hätten ihm, dem armen Bauernsohne, die Mittel und die Atmosphäre des „célébre Marquis" von früh auf zur Verfügung gestanden, so wäre vielleicht ein zweiter de Sade aus ihm geworden, der schriftstellerisch dem Anderen an Kraft und Feinfühligkeit der Schilderung überlegen gewesen wäre. Nicht umsonst ertönt bei Rétif aus allen Tonarten das Lob dieser ungemeinen Feinfühligkeit, dieser „sensibilité quelquefois délicieuse, quelquefois cuisante, affreuse, déchirante", auf deren Wiederentdeckung unsere Modernen so stolz sind und die wir in den Werken eines Bourget, Huysmans, Barrès, Maeterlinck, eines Arne Garborg und Strindberg, eines Gabriele d'Annunzio und ihrer Nachahmer bis zur höchsten Spitze gesteigert finden, — wo sie übrigens keineswegs in Uebermenschenthum, vielmehr ins Untermenschliche, Krankhafte, in die „reizbare Schwäche" und die Perversionen des Sexual-Neurasthenikers umschlägt. So geschieht es auch schon bei Rétif, dem Begründer und Bahnbrecher des analysirenden Romans dieser Richtung, der übrigens nebenbei Fetischist (Fuss-Fetischist) war. Es ist wohl kein blosser Zufall, dass er früher als andere Zeitgenossen auf de Sade aufmerksam wurde und dass dessen halb mit eifersüchtigem Neid, halb mit Abscheu betrachtetes Werk ihn zu seiner elend geschriebenen „Anti-Justine" anregte. die er freilich selbst nicht zu beenden und deren mitten in einem Satz abbrechende erste Hälfte er nur unter einem Pseudonym (Linguet) herauszugeben wagte.[1])

Es bleibt nun noch eine letzte, den Psychologen und Arzt interessirende Frage zu erledigen: die Frage nach dem Geisteszustande des

---

[1]) L'Anti-Justine, ou les délices de l'amour, par M. Linguet, avocat au et en Parlement, au Palais-Royal, chez feu la veuve Girouard, 1798. Eine neue Ausgabe (nach einer Abschrift des Manuscriptes) erschien in Brüssel, in zwei Bänden, 1863.

Autors von „Justine“ und „Juliette“. Gehen wir noch einmal von den Werken aus und sehen wir dabei zunächst ab von der Abscheulichkeit des Inhalts, von den Gefühlen der Indignation, des Ekels, die uns beim Durchblättern dieser stattlichen Bändezahl von Seite zu Seite erfüllen. Unwillkürlich imponirend wirkt trotzdem schon der blosse Umfang des Werkes und das Maſs der damit geleisteten geistigen und der rein mechanischen Arbeit. Der bizarre Entwurf dieser ungeheuerlichen, langgedehnten, vielgliedrigen Composition und seine bis ins Einzelne gehende Ausgestaltung mit all ihren fast unentwirrbaren Fäden, mit der Unzahl der nach einander auftretenden Personen, mit der sehr raffinirt durchgeführten allmäligen Steigerung und mit der fast nie — nur ganz vereinzelt [1]) — versagenden Treue der Erinnerung und Rückbeziehung: das Alles setzt doch eine wenigstens in den Jahren der Abfassung ganz ungemeine Arbeitskraft und ausdauernde Arbeitsleistung voraus, die mindestens die herkömmliche Meinung einem chronischen Geisteskranken, vielleicht einem congenital Schwachsinnigen, nicht ohne Weiteres zuzugestehen geneigt sein dürfte. Wenn es wahr sein sollte, dass de Sade sein Werk eine Zeit lang in einem Keller eigenhändig gedruckt, dass er auch die Entwürfe zu den Zeichnungen selbst angefertigt habe, so würde unser Staunen über die Ausdauer und vielseitige Leistungsfähigkeit noch mehr berechtigt erscheinen. Einem Maniakus sind freilich solche Leistungen keineswegs unmöglich; und wenn man die ungeheure graphomanische Thätigkeit mancher Kranken in den manischen Stadien circulären Irreseins überblickt, so wird man auch in dieser Hinsicht einen minder zweifelnden Standpunkt einzunehmen geneigt sein.

Stellen wir einmal die Frage rein gerichtsärztlich, etwa in der Weise: gesetzt der Verfasser von Justine und Juliette wäre nach der ersten Gesammtausgabe von 1797, auf Grund einer anticipirten (und in diesem Falle gewiss wohlberechtigten) Lex Heinze, unter Anklage gestellt worden; sein Vertheidiger hätte den Einwand mangelnder Zurechnungsfähigkeit erhoben und der Gerichtshof hätte, dem Antrage des Vertheidigers stattgebend, die Zuziehung ärztlicher Sachverständigen beschlossen; wie würden sich diese Sachverständigen wohl zu äussern gehabt, in welchem Sinne würden sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Gutachten erstattet haben.

Wie sie zu de Sade's Zeit sich vermuthlich geäussert hätten, das lehrt uns das schon erwähnte Beispiel des ausgezeichneten Irrenarztes Royer-Collard, des ärztlichen Directors von Charenton, der de Sade fast zwölf Jahre hindurch in dieser Anstalt beobachtete und während

[1]) Einmal, im vierten Bande der Justine, lebt eine Person wieder auf, die kurz zuvor bei einer Orgie ums Leben gebracht war.

dieser ganzen Zeit nicht müde wurde, in immer wiederkehrenden Reclamationen bei der Regierung seine Entfernung zu beantragen und gegen seinen fortgesetzten Aufenthalt zu protestiren. Aber auch die Irrenärzte unserer Zeit würden, wie ich glaube, der Mehrzahl nach sich kaum in der Lage befunden haben, de Sade vor dem Strafrichter für geisteskrank und „der freien Willensbestimmung beraubt“ zu erklären und ihn der unzweifelhaften gerichtlichen Verurtheilung damit zu entziehen.

Es lag zwischen jener Zeit und der unserigen eine Periode, in der man vermuthlich mit der Annahme einer eigenartigen geistigen Störung, die unter dem Namen der „moral insanity“ eine grosse Rolle spielte, sehr rasch bei der Hand gewesen sein würde. Dieser von Prichard (1835) geprägte Ausdruck — der die früheren Bezeichnungen einer „Mania sine delirio“ (Pinel), einer „Monomanie affective“ (Esquirol) vollständig verdrängte — sollte einer Form der Seelenstörung entsprechen, die sich lediglich durch eine krankhafte Umwandlung, eine Perversion der natürlichen sittlichen Antriebe und Gefühle und durch eine daraus entspringende Neigung zu unsittlichen Handlungen, ohne sonstige Störungen der Intelligenz, charakterisirte. Wir meinen jetzt, dass es einen „moralischen Wahnsinn“ in diesem Sinne, eine solche partielle, rein affective Form der Seelenstörung nicht giebt, dass vielmehr immer und überall die auf angeborener Anlage beruhende Abschwächung der Intelligenz, nur in einem Falle mehr, im anderen minder ausgesprochen nie aber gänzlich fehlend, neben der Gefühlstörung hervortritt und dass es sich demnach um Fälle angeborenen Schwachsinns, meist auf degenerativer Grundlage handelt. Es spricht manches dafür, dass ein derartiger Zustand bei de Sade vorgelegen haben mag: die schweren Perversitäten des Geschlechtslebens, die Lügenhaftigkeit, der anscheinend nicht fehlende Hang zu herumschweifendem Leben, auch die immerhin auffällige Urtheillosigkeit hinsichtlich der Folgen, die so unverhüllt gleichsam am hellen Tageslicht sich abspielende Scandalaffairen, wie die früher erwähnten, für ihn denn doch bei aller Protection schliesslich nach sich ziehen mussten. Das und noch manches Andere lässt sich wohl in dieser Richtung verwerthen; doch bleibt das biographische Material immerhin, namentlich für den früheren Entwickelungsgang de Sade's, ungenügend und, wie aus dieser Darstellung hervorgeht, im Einzelnen auch zu widersprechend, um ein alle Zweifel ausschliessendes psychiatrisches „Gutachten“ darauf zu begründen.

Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, dass solche Formen angeborenen Schwachsinnes, die sich durch Anomalien der sittlichen Gefühle und daraus entspringende Handlungen vorwiegend charakterisiren, erfahrungsgemäss nicht immer im ununterbrochenem Flusse oder gar in gleich-

mässig stetigem Anschwellen das ganze Leben hindurch verlaufen, sondern sehr häufig Perioden verhältnissmässiger Ruhe und scheinbarer Besserung mit Perioden der Steigerung und Wiederverschlimmerung abwechselnd darbieten. Andeutungen solcher Wechselperioden, die aber wegen des unzulänglichen Materials doch nicht scharf umrissen genug hervortreten, machen sich auch in dem Lebensbilde de Sade's einigermafsen bemerkbar. Daneben mag — wofür auch die früher mitgetheilte Beobachtung zu sprechen scheint — in den letzten Lebensjahren ein Uebergang in jene dem Greisenalter eigene, auf Rückbildung des Gehirns beruhende Form der Demenz als nicht ausgeschlossen gelten.

So werden wir denn unser Endurtheil in dieser Beziehung dahin zusammenfassen: es kann vielleicht über den Punkt Meinungverschiedenheit herrschen, ob de Sade bis in sein höheres Alter hinein von einer bestimmten Form geistiger Störung befallen, ob er im laudläufigen Sinne „geisteskrank“, im rechtlichen und gerichtärztlichem Sinne „wahnsinnig“ oder „blödsinnig“, „unfähig, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen“ oder „des Gebrauches seiner Vernunft gänzlich beraubt“ war. Ganz gewiss aber war er eine mit schwerer degenerativer Veranlagung, mit perversen, zumal nach der sexualpathologischen Seite gerichteten Neigungen und Antrieben behaftete, anomale Persönlichkeit und wegen dieser nicht auszurottenden, vielleicht auch periodenweise gesteigerten perversen Neigungen und Antriebe eine eminent antisociale Erscheinung. Und der erste Consul hatte unzweifelhaft das practisch Richtige getroffen, als er die menschliche Gesellschaft von einem ihrer unwürdigsten Mitglieder, von dem Träger einer mit fortwuchernder Zerrüttung und Verwüstung drohenden moralischen Verpestung, durch einen Federstrich unbedenklich befreite.

Sacher-Masoch; der Mensch und der Schriftsteller.

Wie die Lebensgeschichte de Sade's, so bietet auch die des Namensgebers des „Masochismus" ein grosses psychologisches Interesse; sie liefert uns den Schlüssel zum Verständniss seines literarischen Schaffens und der davon ausgehenden unbestreitbaren, anscheinend immer noch im Zunehmen begriffenen Wirkung. Nach den Ermittelungen eines für den Helden seiner Darstellung enthusiastisch begeisterten Biographen (Schlichtegroll[1]) soll Sacher-Masoch von einem spanischen Ahnherrn, Don Mathias Sacher, herstammen, der in der Schlacht bei Mühlberg 1547 als Rittmeister bei der spanischen Cavallerie Karls des Fünften mitkämpfte, in dieser Schlacht verwundet wurde, und in der Folge die Tochter eines böhmischen Adligen heirathete, um sich mit ihr in Prag dauernd niederzulassen. Als mehr als zwei Jahrhunderte später bei der Zertrümmerung des polnischen Staates die „Königreiche" Galizien und Lodemerien an Oesterreich fielen, wurde der Grossvater unseres Helden — Johann Nepomuk von Sacher — in österreichischer Beamtenstellung zunächst mit der Aufsicht über die Staatsalinen des salzreichen Landes betraut; der offenbar geschickte und pflichttreue Mann avancirte später zum Gubernialrath und zum erblichen Standesherrn des Königreichs, und starb 1836. Zu dieser Zeit fungirte sein Sohn Leopold bereits als Polizeidirektor in der Provinzialhauptstadt Lemberg. Er hatte 1827 die Tochter eines kleinrussischen Adeligen, des Professors und Universitätsrektors Franz von Masoch, eines um das Medizinalwesen der Provinz verdienten Mannes, geheirathet, und durfte mit kaiserlicher Erlaubniss 1838 seinem Namen den Familiennamen und das Wappen der Masoch's hinzufügen. Der einzige Sprössling dieser Ehe, unser Leopold von Sacher-Masoch, wurde am 27. Januar 1836 im Lemberger Polizeipräsidium geboren: ein zart angelegtes, schwächliches Kind, das nur durch die kraftstrotzende ruthenische Amme Hanscha am Leben erhalten und über die Gefahren der ersten Kindheit weggebracht werden konnte. Aus ihrem Munde vernahm der Knabe die schwermüthigen Volksweisen der Ruthenen, denen er begierig lauschte, und ihr behauptete er selbst nicht blos die Erhaltung seiner physischen Existenz, sondern im eigentlichen Sinne auch „seine Seele" zu verdanken. In dem bunten Treiben jenes Völker-

---

[1]) Sacher-Masoch und der Masochismus. Literaturhistorische und kulturhistorische Studien von Carl Felix von Schlichtegroll. Dresden, H. R. Dohrn 1901.

gemisches, in dem sich Orient und Occident kreuzen, fand der empfängliche Knabe früh die mannigfachsten Anregungen, während sein Natursinn sich in dem reizend gelegenen Viniki, dem Heimathort jener Hanscha, zu schönster Blüthe entwickelte. Mächtige Eindrücke von ganz anderer Art brachte das Aufstandjahr 1846; die von den ruthenischen Insurgenten gegen ihre polnischen Herren und Bedränger damals verübten Gräuel mussten sich der Phantasie des zehnjährigen Knaben auf das lebhafteste einprägen, wie sie denn auch in seinen späteren literarischen Werken mannichfache Verwerthung und poetische Ausschmückung gefunden haben. In ähnlicher Weise wirkten zwei Jahre später (1848) die Revolutionscenen in Prag, wohin der Vater inzwischen als Hofrath und Polizeichef berufen worden war; hier erst, in dem — damals noch deutschen! — Prag erlernte der junge Leopold auch die deutsche Sprache. In der schönen Hauptstadt der Steiermark, in Graz, wohin der Vater 1853 in gleicher Beamtenfunktion übersiedelte, begann Sacher-Masoch seine Studien, promovirte 1855 zum Doctor juris und habilitirte sich im darauf folgenden Jahre, ein Zwanzigjähriger, als Privatdozent für deutsche Geschichte. Nach der Schilderung eines seiner damaligen Hörer: „ein zarter, schlanker Jüngling von beinahe knabenhaftem Aussehen“, der sein Kolleg über die Reformationzeit „etwas müde und abgespannt“ vortrug. Doch war es ihm ernst mit dem erwählten Beruf; und so gab er 1857 seine erste, mit Beifall aufgenommene historische Schrift „über den Aufstand in Gent unter Karl dem Fünften“ heraus, die er dem jungen Kaiser Franz Joseph widmen durfte und der 1862 eine zweite, ihren Stoff derselben Zeitepoche entnehmende Schrift „Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich“ folgte. Die dafür gemachten Spezialstudien erwiesen sich noch in anderer ungeahnter Weise fruchtbar; sie lieferten Sacher-Masoch den dankbaren Stoff zu dem ersten grösseren novellistischen Werke, mit dem er (1866) an die Oeffentlichkeit trat — zu dem dreibändigen historischen Roman „Der letzte König der Magyaren“. Ein bedeutendes Werk, das viele spätere Schöpfungen seines Urhebers überragt, und dem Staube der Vergessenheit, der sich über geschichtliche Romane nur zu leicht breitet, wohl entrissen zu werden verdiente. Ich erinnere mich noch des imponirenden Eindrucks, den mir dieses Jugendwerk des damals noch gänzlich ungenannten Autors machte, als es mir unmittelbar nach seinem Erscheinen während des Feldzuges von 1866 in Böhmen auf der Bibliothek des kleinen lichtensteinschen Schlosses Ratay, wo ich für einige Zeit Quartier gefunden hatte, zufällig in die Hände gerieth. Schon damals waren mir die eigenthümlichen, herrschsüchtig despotischen und geradezu grausamen Züge auffallend, die Sacher-Masoch einzelnen Frauencharacteren, namentlich der (im Uebrigen stark idealisirten) Königin Maria zu geben wusste, und nicht minder die bis

zur Willenlosigkeit herabsinkende Schwäche und Schlaffheit seiner Männergestalten; doch liess sich damals natürlich noch nicht ahnen, in wie engem Zusammenhang diese Schilderungen mit der persönlichen Eigenart ihres Autors standen. Inzwischen war dieser selbst bereits dem Banne seines Schicksals, das ihn zum willenlosen Sclaven despotischer Frauengewalt, zum lebenlänglichen Unterthan einer von freien Stücken auf sich geladenen Gynäkokratie bestimmt zu haben schien, unentrinnbar verfallen.

Schlichtegroll sagt von ihm: „Er war eine Persönlichkeit, die die Weiber faszinirte und sie anzog, wie der Lichtschein die Motten. War aber die Annäherung erfolgt, der Contact geschlossen, pflegte sich das Bild schnell zu verkehren: das Weib ward zur Kerze und der arme Schmetterling, der sich die Flügel versengte, war der Dichter selbst.“ — In recht erheblichem Maſse versengte sich Sacher-Masoch so die Flügel zuerst an einer Frau Anna von Kottowitz, Tochter und Gattin eines Arztes, die bedeutend älter war als der junge Dichter; nach Schlichtegroll „eine Dirnennatur, aber ohne den Muth, die Consequenzen auf sich nehmen zu wollen, lüstern und doch sentimental prüde, sich stets das Opfer wähnend und in Wahrheit doch nur von Anderen Opfer fordernd.“ Sie lebte mit dem Manne, der „ein Libertin schlimmster Art“, auch sonst, wie es scheint, moralisch recht niedrig bewerthet war, in äusserst unglücklicher Ehe und zog den jungen Sacher-Masoch, dem gegenüber sie sich auf die Femme incomprise hinaufspielte, leicht als hilfsbereiten Tröster in ihre umstrickenden Netze. Nach mancherlei Zwischenfällen brachte sie es dahin, sich von ihrem Gatten zu trennen und offenkundig mit Sacher-Masoch zu leben, wobei sie dann ihre maſslosen Launen, ihre Verschwendungsucht, ihr stetes Anbetungsbedürfniss, ihre von Tag zu Tag wachsenden excentrischen Ansprüche in ungezügelter Weise hervorkehrte. Sacher-Masoch arbeitete damals an seinem gross angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Vermächtniss Kains“, dessen erster Theil („Die Liebe“) mit der so berühmt und vorbildlich gewordenen „Venus im Pelz“ 1870 erschien; unstreitig eine seiner besten und ausgereiftesten novellistischen Schöpfungen, wofür er das Modell in nächster Nähe zur Hand und vor Augen gehabt haben mochte. Uebrigens hatte er noch das unverdiente Glück, dass ihn ein unter dem nom de guerre eines Grafen Meciszewski auftauchender Abenteurer — der sich in der Folge als durchgegangener russischer Apothekerlehrling entpuppte — von diesem unwürdigen Idol, als dessen Anbeter er über vier Jahre Stand gehalten hatte, endgiltig befreite.

Freilich wurde er diesmal nur erlöst, um im „Irrgarten der Liebe“ blindlings weiter zu taumeln. Den Empfindungen, mit denen er auf sein überstandenes Verhältniss zur Kottowitz zurückblickte, hat er

selbst in einem als literarische Beichte à la Strindberg aufzufassendem Buche „Die geschiedene Frau. Passiongeschichte eines Idealisten“ (1870) künstlerisch vollendeten Ausdruck gegeben. Aber wurde er auch von diesem Weibe frei — die Befreiung vom Weibe trat leider nicht ein. Ihm war einmal verhängt, an dieser für so viele schwach- und weitherzige Männer verderblichsten Lebensklippe immer und immer wieder zu scheitern. — An die Stelle jener treulosen Dauergeliebten traten zunächst flüchtige Verhältnisse, von zum Theil recht fragwürdiger Art und mehr und mehr spezifisch „masochistischer“ Färbung. So reiste Sacher-Masoch, wie sein Biograph berichtet, mit einer Fürstin Bogdanoff, die ihn ihrer Gunst gewürdigt hatte, als deren Diener oder Privatsekretär — der Welt gegenüber jedenfalls ganz als ihr Untergebener erscheinend — für einige Zeit nach Florenz. Mit einer Baronin Fanny Pistor liess er sich in der „Wanda und Severin“-Position, d. h. sie in der Pelzjacke auf einer Ottomane, mit strenger Miene auf ihn herabblickend, er demüthig zu ihren Füssen knieend, photographiren. Von einem Verhältniss mit der für ihn begeisterten Baronin Reizenstein (schriftstellerisch bekannt unter dem Pseudonym Franz von Nemmersdorf) riss er sich los, weil sie doch nicht so recht sein erträumtes Frauenideal mit Pelzjacke und Peitsche zu verkörpern vermochte und er überdies unerfreuliche Nebenbeziehungen der Dame zu — ihrer Kammerjungfer entdeckte. Nicht lange darauf fiel er in die Netze der Frau, die den unheilvollsten Einfluss auf sein Leben üben sollte: die unter dem Namen Wanda von Dunajew bekannte Tochter einer geschiedenen grazer Selterswasserbuden- und Tabaktrafik-Inhaberin Aurora Rümelin. Ohne jeden Liebreiz, mit harten gewöhnlichen Zügen, wie ihr Bild sie zeigt, nichts weniger als verführerisch, scheint sie dagegen ein stattliches Talent zur Intrigue, einen strebsamen Eifer zum Emporkommen um jeden Preis, womöglich mit Vorspannung anerkannter Grössen der Literatur, besessen zu haben. Siebenundzwanzigjährig bandelte die unbeschäftigte und unternehmunglustige junge Dame erst mit Rosegger an, bei dem sie aber trotz unverdrossen wiederholter Versuche kein Entgegenkommen fand, — dann mit dem schwachen und unselbständigen Sacher-Masoch, bei dem sie auf Grund der aus seinen Werken geschöpften Personalkenntniss mehr Glück hatte. Sie besuchte ihn maskirt, als vornehme Dame, dann als Offiziersfrau unter dem Namen Alice auftretend, liess sich von ihm die Füsse küssen und stellte ihm auch die gewünschten weiteren thätlichen Misshandlungen in Aussicht. Sie brachte es dahin, dass er die mit einer grazer Künstlerin, Fräulein Frauenfeld, angeknüpfte Verlobung zurückgehen liess, dass er auch alle seine sonstigen Familien- und Freundschaftsbande allmählich lockerte, seine grazer Stellung schliesslich aufgab und mit der angeblichen Frau von Dunajew, die durch ihn Mutter eines

Knaben geworden war, eine Ehe einging (1873). Wir wollen die Geschichte dieser elenden, ohne gegenseitige Liebe und Achtung geschlossenen und aufrecht erhaltenen Verbindung und der traurigen häuslichen Verhältnisse, die das Ehepaar erst in Bruck an der Mur, dann in Budapest, schliesslich eine Weile in Leipzig zur Schau stellte, hier nicht weiter verfolgen. In Leipzig, wohin Sacher-Masoch zur Begründung und Leitung einer in grossem Stil geplanten Zeitschrift sich gewandt hatte, wurde ihm nochmals das unverdiente Glück, dass der durch anderweitige romantische Abenteuer zu allgemeiner Notorietät gelangte spätere Figaro-Mitarbeiter Jacques St. Cère — damals noch ein simpler Jakob Rosenthal, der aber dem Jakob schon den wohlklingenderen Vornamen Armand substituirt hatte — ihm seine Frau verund entführte und mit ihr nach Paris durchging; eine Art Talentprobe für die später mit so viel Aplomb in Szene gesetzte Entführung einer anderen, nicht minder bekannten und berühmten Schriftstellergattin.

Inzwischen tröstete sich Sacher-Masoch anfangs mit einer durch Corpulenz hervorragenden Jüdin, später mit seiner nachmaligen zweiten Gattin, der als talentvoll, klug und energisch geschilderten, 1856 zu Strassburg geborenen, als Gouvernante in Amerika und Europa viel herum verschlagenen und schiesslich in der Pleissestadt gelandeten Hulda Meister. Sie sorgte mütterlich für den Dichter und den bei ihm gebliebenen einen Sohn Alexander (den anderen, Demetrius, hatte die Mutter mit auf die Reise genommen). Nach einem kurzen nochmaligen Auftauchen Wanda's in Leipzig und nach Jahre langen widerlichen Auseinandersetzungen, nach Ueberwindung zahlloser, aus dem doppelten Verhältniss als Ausländer (Oesterreicher) und als Katholik erwachsender Schwierigkeiten, konnte endlich die Scheidung sowohl wie die Möglichkeit zur Eingehung einer neuen Ehe erreicht werden und Sacher-Masoch heirathete Hulda Meister, mit der er sich nach dem völligen Zusammenbruch seiner leipziger Hoffnungen in dem kleinen Dörfchen Lindheim in der Wetterau ein bescheidenes Heim gründete. Allerdings verfolgten ihn auch hierher Belästigungen und Drohungen seiner ersten Frau, die, als Mutter des einzigen ihm gebliebenen Kindes auftretend, nicht müde wurde, die Rechtsgültigkeit der zweiten Ehe anzufechten und literarische und persönliche Gegner ihres Gatten als Mitkämpfer für sich zu gewinnen. Immerhin war dem vielgeprüften Dichter hier noch ein ruhiges Ausklingen vergönnt und er konnte, vor der Zeit geistig und körperlich aufgerieben und erschöpft, aber resignirt und in Frieden, eben erst sechzigjährig, sanft und schmerzlos am 9. März 1895 sein Leben beschliessen.

Ein Leben, das so viel verheissend begonnen hatte und so traurig versandete! Wesentlich doch mit durch eigene Schuld, — wenn auch

diese Schuld mehr eine solche der Schwäche, der Passivität als des activen Sündigens sein mochte. Diesem Helden der Schwäche aber, wie sein Biograph es thut, im Gegentheil eine „ungewöhnliche Stärke“ zu vindiciren, und alles Unglück seines Lebens auf die verhängnissvolle Rolle, die seine erste Frau, Wanda Dunajew, darin gespielt habe, zu schieben, von ihr zu behaupten, „dass sie ein herrliches Leben gebrochen und fast an den Rand des Abgrunds geführt hat“. Das erscheint doch nicht bloss als Uebertreibung, sondern geradezu als Aeusserung unbegreiflicher Verblendung. Welch ein „Mann“, der eine Frau solche Rolle in seinem Leben spielen lässt, und welche „Stärke“, die sich widerstandlos zum Spielball eines solchen Weibes hergiebt und zu dessen Fussschemel erniedrigt! Und sie war in seinem Leben ja keineswegs die erste und einzige. Der unheilvolle Drang, der Sacher-Masoch nicht bloss zum Weibe trieb, sondern ihn nur noch in der sclavischen Unterwerfung unter das Weib und in der Misshandlung durch das Weib aufregenden Genuss finden liess, hatte allmählich, wie es scheint, die Macht eines allbeherrschenden unwiderstehlichen Triebes über ihn angenommen. Ich besitze ein sehr charakteristisches document humain dafür in dem Bericht, den mir eine hochangesehene österreichische Schriftstellerin über ihre vor etwa zwanzig Jahren stattgehabte Begegnung mit Sacher-Masoch zu überlassen die Güte hatte. Dieser Bericht lautet wörtlich:

„Als ganz junges Mädchen und noch völlig unbekannte Anfängerin, schrieb ich an Sacher-Masoch, dessen „Vermächtnis Kains“ mir gewaltig imponirt hatte, und bat ihn, mein Streben durch seinen Rath und Beistand zu unterstützen. Er antwortete mir sehr ausführlich und sehr freundlich und es entspann sich eine lebhafte Correspondenz zwischen ihm und mir, die etwa ein Jahr lang währte. In seinen Briefen zeigte er sich als ein ausserordentlich gutmüthiger und gefälliger Mensch; auch als ein anhänglicher Gatte und — namentlich — zärtlicher Vater. Doch schon brieflich versicherte er mich, dass es sein höchstes Glück wäre, von einer Frau gepeitscht zu werden. Einige Jahre später kam er nach Wien und besuchte mich. Er war sehr erstaunt, dass ich ihn (es war im Frühling) ohne Pelz empfing; schwärmte mir von seinen Kindern vor und bat mich gleichzeitig, ihn zu peitschen. Aber natürlich müsste ich mich zu diesem Zweck in einen Pelz kleiden.

Ich fragte ihn scherzend, ob er wirklich durchgehauen werden wolle, und zwar so, dass er es spüre und es ihm wehthue, was er bejahte. Darauf meinte ich dass ich allenfalls bereit sei, ihn zu prügeln, da er so sehr erpicht sei auf diesen Genuss; nur müsse die Sache mit der Prügelei zu Ende sein. Damit aber war er nicht einverstanden. Zuerst die Prügelei und dann . . . das Andere. Ich liess die Sache fallen, da ich den Scherz (für mich war es eben nur ein Scherz) satt zu bekommen anfing. Dass er mich fragte, ob ich mich schon einem Manne hingegeben hätte (eine Frage, die mich, die ich noch sehr jung und sehr herb war, aufs Aeusserste überraschte), dass er mir rieth, mich dem Erstbesten hinzugeben, um den „ersten Schreck“ hinter mir zu haben, dass er mich auf die homosexuelle Liebe zwischen Frauen aufmerksam machte und meinte, ich hätte vielleicht dazu Talent, indem die Männer mich nicht ‚reizten‘, das will ich noch nebenbei bemerkt haben. Ich empfing

einen höchst sonderbaren Eindruck von ihm, muss aber sagen, dass er, von seinen Excentricitäten auf dem sexualen Gebiet abgesehen, ein liebenswürdiger, einfacher und sympathischer Mensch war und dass namentlich seine schwärmerisch-zärtliche Liebe zu seinen Kindern etwas Rührendes an sich hatte."

Wie auch diese Augenzeugin bestätigt, war Sacher-Masoch eine durchaus liebenswürdige, sympathische, aber von früh auf unter dem Bann einer verhängnissvollen psychosexualen Veranlagung stehende, in sich ungefestete und haltlose Natur. Gewiss werden wir seiner dichterischen Begabung und eigenartigen Bedeutung gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihm freilich nicht immer und nicht von allen Seiten zu Theil wurde. Ich selbst habe diese Bedeutung noch bei Lebzeiten des Dichters ausdrücklich anerkannt[1]) und habe insbesondere auch hervorgehoben, wie sehr gerade die ihm eigene Wendung des erotischen Problems einer eigenartigen, zumal im slavischen Volksboden wurzelnden Auffassung der Geschlechtsverhältnisse entsprungen sein mag; einer Auffasung, die — nicht ohne tiefe Berechtigung — in der Liebe wesentlich einen Kampf der Geschlechter und in diesem Kampfe das Weib als den stärkeren, siegreichen Theil sieht, — wie es ja unzweifelhaft, gerade bei einzelnen slavischen Völkerschaften in Folge der reichen Begabung und stärkeren Willenskraft ihrer Frauen, in gewissem Sinne der Fall ist. Wenn also somit zugegeben ist, dass Sacher-Masoch einerseits aus einem bestimmten Milieu, wie auch aus eindrucksvollen Jugenderinnerungen herausschöpfte, und dass seine Gestalten wenigstens zum Theil in thatsächlich bestehenden culturellen und ethnologischen Verhältnissen wurzeln, so entwickelten sich doch diese früh eingesogenen Anschauungen und Vorstellungen nur vermöge der inneren Schwäche und Widerstandlosigkeit seiner Natur für ihn zu „überwerthigen Ideen", die ihn sein ganzes Leben nicht mehr losliessen und nicht nur auf sein gesammtes künstlerisches Schaffen, sondern leider auch auf seine persönliche Lebensführung den verhängnissvollsten Einfluss behaupteten. Gewiss werden wir auch für seine menschlichen, nur allzu menschlichen Verfehlungen, wie für die unverkennbare Minderwerthigkeit seines späteren litterarischen Schaffens — nach den ersten glanzvollen Erfolgen — alle möglichen entschuldigenden und mildernden Umstände bereitwillig zugeben. Aber den uns von seinem Biographen Schlichtegroll aufgedrängten und so absichtvoll nachdrücklich hervorgekehrten Vergleich mit Goethe müssen wir doch als unwürdige und geradezu ungeheuerliche Profanation in doppeltem Sinne zurückweisen, da wir in Goethe nicht nur die genialste und universellste

---

[1]) In meiner Darstellung der sexualen Neuropathie, zuerst abgedruckt in dem Zuelzer-Oberlaender'schen Handbuch der Harn- und Sexualorgane, Band IV, Leipzig, F. C. W. Vogel, 1894; vergl. den später erweiterten Sonderabdruck, 1805, p. 111

Dichterpersönlichkeit, sondern auch den vorbildlichen Lebenskünstler und höchsten Meister der Selbsterziehung verehren, während der arme Sacher-Masoch sein Leben lang weder im Sinne der bekannten Faustvorschrift, „die Poesie zu commandiren“ noch den sein persönliches Dasein verwüstenden Mächten Halt zu gebieten vermochte. Nicht an Goethe, sondern allenfalls an Günther, an Lenz, an den unglücklichen Bürger, an Grabbe und andere, durch eigene und fremde Schuld entgleiste „Genies“ mögen wir bei seinem Namen denken. Er „wusste sich nicht zu bezähmen“, müssen wir abschliessend auch von ihm mit den Worten jenes Grössten urtheilen, „und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“.

Zur speciellen Symptomatologie und Entwicklungsgeschichte der algolagnistischen Phänomene.

Nothzucht, Lustmord, Nekrophilie.

Während „Lustmord“ und „Leichenschändung“ (Nekrophilie) wohl immer lediglich als sadistische Manipulationen in Betracht kommen, ist davon bei der gewaltsamen, gesetzwidrigen Vollziehung des Beischlafes, die die heutigen Strafgesetzbücher als „Nothzucht“ (franz. viol, engl. rape) characterisiren, natürlich keineswegs in allen oder doch nur in den meisten Fällen die Rede. Nothzuchtattentate, Stuprationsacte, können von ganz anderer als sadistischer Seite und aus ganz anderen als algolagnistischen Motiven und Impulsen begangen werden. Es kann, wie wohl zumeist bei idiotischen oder kriminell veranlagten oder unter Alkoholwirkung stehenden Individuen, sich um Oeffnung des zu lange verschlossen gehaltenen Ventils, um eine gedankenlos brutale Stillung des Geschlechtsbedürfnisses in dem von Horaz geschilderten kritischen Momente: „tument tibi quum inguina-malis tentigine rumpi?“ handeln; oder um eine als selbstverständlich betrachtete, schonungslose Ausnützung der durch Zufallsgunst sich bietenden Situation, wie etwa beim Treiben der Lanzknechte früherer Zeit in gewaltsam eroberten Städten; es mag ein mit kühlem Blut verübtes Verbrechen, die Laune eines Wüstlings, oder ein Excess wirklicher erotischer Leidenschaft vorliegen; es mag sogar die That sich in das Gewand eines Racheacts hüllen, wie die Stupration Lavinia's durch Chiron und Demetrius in Shakespeare's Titus Andronicus. Alles das hat mit algolagnistischen, im engeren Sinne sadistischen Triebfedern nichts zu schaffen. Der Sadist sucht bei Begehung der Nothzucht, der Stupration nicht sowohl die Befriedigung seines allgemein oder einem bestimmten Individuum gegenüber irritirten Geschlechtstriebes, oder diese Befriedigung wenigstens nicht unmittelbar, sondern zunächst und vor Allem den (physischen und moralischen) Schmerz, die schmachvolle Erniedrigung und Misshandlung seines Opfers. Erst aus dieser quillt ihm selbst die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung, die daher unter Umständen gar nicht einmal so sehr der Beischlafsvollziehung selbst als der präparatorischen Acte dazu, oder der mannichfaltigsten begleitenden und complicirenden Gewalthandlungen bedarf. Der echte Sadist würde in jedem Falle den unerlaubten und gewaltsam erzwungenen Beischlaf dem freiwillig gewährten, legitimen vorziehen, ja letzteren überhaupt als werthlos ver-

schmähen oder geradezu perhorresciren (daher der Hass sämmtlicher de Sade'scher Helden gegen ihre Gattinnen, und auch sadistischer Heldinnen gegen ihre Männer); er geniesst und goutirt den Geschlechtsverkehr überhaupt nur, insofern dieser gewaltsam erzwungen und durch allerlei Beimischungen von besonders schmachvoller Demüthigung und Erniedrigung, oder von voraufgehenden und nachfolgenden Grausamkeitsacten in für ihn piquanter Weise gewürzt ist. Zu characteristischem Ausdruck gelangen diese Empfindungen und Stimmungen, die speciell aus der gewaltsamen Entehrung und schmachvollen Erniedrigung des Opfers den höchsten Lustreiz schöpfen, in einem „the battles of Venus" betitelten englischen Werke[1]), wo die „pleasures of rape" in folgender Weise gefeiert werden:

„I cannot conceive a higher bouquet to a man of lustful humour, than to see a modest and beautiful woman forcibly stripped naked; to observe her struggling and discovering her hidden beauties by degrees, until she comes to her last shift, and then to lay her down and, notwithstarding her efforts, rifle all her charms, and penetrate even into her honeyed treasure. For here are supposed resistance of both kinds, with modesty and beauty; and on the man's side an imagination prepared by best, and a body disposed to make the utmost advantage of its mandates."

Aehnliche Gelüste kann man an zahllosen Stellen der de Sade-schen Werke wie bei neueren sadistischen Autoren zum Ausdruck gebracht finden — und man kann dem Inhalt der obigen Schilderung und allem darauf weiter zu Erwartenden auch in bildlicher Wiedergabe, in den zum Genuss ideeller sadistischer Liebhaber in den Handel gebrachten Serien sadistischer und flagellantistischer Acte, Photographien u. s. w. begegnen. Die scheusslichsten Ausgeburten der Phantasie finden hier ihre bildliche Auferstehung. Vor mir liegt eine solche (technisch gut ausgeführte) Bilderreihe, wobei einer von zwei Männern geschändeten weiblichen Person schliesslich ein dicker Pfahl in den After getrieben wird; auf anderen Bildern werden die Opfer in mannichfaltigen Attituden gegeisselt, oder gekreuzigt.

So schliessen sich als Glieder und Ketten die verschiedensten sadistischen Handlungen aneinander, von der einfachen Nothzucht zur Flagellation, zur Besudelung, zur raffinirtesten Misshandlung und Marterung des Opfers, zur Verwundung, Verstümmelung und mehr oder minder grausamen Tödtung. Der eigentliche „Lustmörder" begeht auch nach der Tödtung oft noch Verstümmelung seines Opfers, besonders an den Genitalien. Warum der einzelne Sadist dieser oder jener Idee den Vorzug giebt, sich an dieser oder jener Vorstellung

[1]) The battles of Venus. A descriptive dissertation on the varions modes of enjoyment etc. — Translated from the posthumons works of Voltaire (!). Printed at the Hague in the year 1760.

ganz besonders berauscht, dadurch im höchsten Grade oder ausschliesslich geschlechtlich irritirt wird — für diese, aus uns unbekannten ursprünglichen Gefühls- und Ideenassociationen herstammenden Nuancen können wir den Grund so wenig angeben, wie in der Regel für den besonderen Inhalt der Wahnideen und Hallucinationen geisteskranker Individuen. Genug, sie sind da, sie heischen ihr Recht, und dürfen bei häufigerer Wiederkehr und typischer Wiederholung auf Einreihung in eine besondere Spielart oder Varietät sadistischer Perversionen Anspruch erheben.

So haben wir u. A. den bereits in allen Einzelheiten aus der criminalistischen Erfahrung bekannten und auch in der Literatur — man denke an Jacques in Zola's „bête humaine" — neuerdings geschilderten Typus des Lustmörders — und so auch den des Leichenschänders, des Nekrophilen. Auch letzterer ist kürzlich literaturfähig geworden (in Gustav Klitsche's Novelle „Der Mörder der Schönheit"). Bei der Nekrophilie könnte es zunächst zweifelhaft erscheinen, ob es sich hier in der That um eine „algolagnistische" Perversion handelt, da ja dem Opfer dieser Passion ein Schmerz nicht mehr zugefügt werden kann. Allein es ist zu bedenken, dass dieser Schmerz in der Phantasie des geistig herabgekommenen Thäters doch sehr wohl zugefügt werden kann, indem entweder der geschändete Körper als noch lebend vorgestellt, oder der Eindruck der Schändung als über Tod und Grab hinaus sich erstreckend imaginirt wird; ausserdem aber kann die Lustempfindung des sadistischen Thäters in der früher erörterten Weise auch durch das grandiose Hinwegsetzen über alle göttlichen und menschlichen Gesetze, durch das Grauenhaft-Entsetzliche des Vorgangs gerade für diesen Act mächtig angeregt und erhöht werden. Dass Lustmord und Nekrophilie wohlverwandt sind, psychisch eng zusammenhängen, das bekräftigen zahlreiche Beispiele bei de Sade, dessen Helden mit Vorliebe nicht bloss im Begattungsacte selbst den Tod ihrer Opfer herbeizuführen suchen, sondern auch an der postmortalen Begattung der zu Tode gemarterten Opfer ihrer Lüste unsägliche Befriedigung finden; es mag dafür auch noch eine, die nahe Zusammengehörigkeit der scheinbar heterogensten psychosexualen Abnormitäten bekundende Aeusserung aus einem späteren vielgenannten sadistischen Werke angeführt werden. In den (der genialen Wilhelmine Schröder-Devrient[1]) zugeschriebenen) „Memoiren einer Sängerin", Band II, p 177, erzählt die Verfasserin bei Schilderung einer Reise durch das damalige Italien:

„Hier herrschen Onanie, Päderastie und Leichenschändung in schreckenerregender Menge. Ja es werden sogar Mordthaten verübt von solchen

---

[1]) 1804—1860. Die Schilderungen entstammen anscheinend den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Wüstlingen, die dann die kaum erkalteten Opfer für ihre Lüste missbrauchen. Der Process gegen den Salamifabrikanten in Verona hat zu dieser Zeit grosses Aufsehen und allgemeine Entrüstung erregt. Er begnügte sich nicht, die Mädchen, die er in sein Garn lockte, zu ermorden, sondern er schändete einige sogar vor, andere nach begangener Ermordung. Wenn in Italien ein Frauenzimmer hingerichtet wird, was, namentlich im Kirchenstaate, eben nicht zu den Seltenheiten gehört, so kann man als gewiss annehmen, dass, wenn sie vor ihrem Tode noch eine Jungfrau war, sie es 24 Stunden nach ihrem Tode sicherlich nicht mehr ist, und dass Ehemänner, die der Zufall vor Hahnreischaft geschützt hat, wenn ihre Gattinnen jung und schön gewesen, den Hörnerschmuck nach ihrer Weiber Tode erhalten."

Aus Gerichtsverhandlungen notorisch gewordene Beispiele von Sadismus in mannichfacher Verflechtung von Stuprum, Incest, Flagellation und anderweitiger Misshandlung, Lustmord und Nekrophilie liessen sich in grosser Zahl anführen. Ich erwähne nur die berühmte Gerichtsverhandlung gegen das Ehepaar Nicolas und Rose Defert, die Mörder ihrer 17jährigen Tochter Adeline Defert (vor der cour d'assises de la Marne am 3. December 1859; Presse, 7. December 1859); den Process des Abbé Edard Tariel (in Couterne am 9. März 1877 wegen Leichenschändung verurtheilt); den Process Saunris (Flagellation und Stuprum der 16jährigen Marie Marillier, vor der cour d'assises de la côte d'or am 6. December 1877. (Authentische Darstellung der beiden letzteren in dem Werke: „la chasteté cléricale", par Robert Chartie, Bruxelles 1878, Henry Kistemaeckers). — Im Falle Defert wurde die 17jährige Tochter täglich von den entmenschten Eltern mehrmals gegeisselt, mit glühenden Kohlen und mit Zündhölzern gebrannt, mit einem Nagelbrett auf das schon blutende Fleisch gehauen u. s. w. — einmal wurde sie ganz entkleidet, festgebunden und ihr durch den Vater ein dickes Stück Holz in die Geschlechtstheile getrieben. Ueber die stattgehabte Stupration weigerte die Tochter sich Zeugniss abzulegen.

Dass auch bei uns heutzutage die Species der Lustmörder und der Nekrophilen noch nicht ausgestorben sind, davon mögen die beiden folgenden, Zeitungsberichten des Vorjahres entnommenen Fälle den vollgiltigen Beweis liefern.

1. (22. März 1901.) Jack the Ripper[1]) in der Pfalz.) Von unserem a.-Correspondenten aus Ludwigsburg wird uns geschrieben: In den letzten Wochen werden regelmässig in entlegeneren Stadttheilen auf einsamen Wegen von einem anscheinend irrsinnigen perversen Verbrecher im „Mondenschein" lustwandelnde Liebespärchen überfallen. Auch Mädchen, die spät Abends in die Stadt zum Einkauf gesandt werden, bedroht der Unhold. So wurde eine junge Arbeiterin, die mit ihrem Geliebten nächtlich am Mundenheimer Bahndamm lustwandelte, plötzlich durch zwölf Stiche in den Unterleib auf den Tod verwundet, ihr Freund, als er sich zur Wehre

[1]) Ein zur Artbezeichnung gewordener Londoner Lustmörder um 1892; ebenso gefürchteten Androwjak, wie ehedem „Vacher l'éventreur", Troppmann und ähnliche Celebritäten ihres Faches.

setzte, grässlich verstümmelt. Der junge Mann schleppte sich nach der nächsten Polizeiwache, während seine Geliebte auf der Strasse liegen blieb. Das Attentat geschah blitzschnell; der Thäter entfloh. Ein ähnlicher Fall ereignete sich zum ersten Male vor einigen Wochen. In geradezu barbarischer Weise wurde ebenfalls auf der Mundenheimer Chaussee in einer Sonntagsnacht ein Pärchen überfallen und das Mädchen dabei am Unterleib durch Dolchstiche verwundet. Man glaubte anfangs an den Racheact eines verschmähten Liebhabers der Verletzten. Die Ludwigshafener Polizei recherchirte aber vergeblich in dieser Richtung. Eine Woche später ereignete sich ein ähnlicher Fall; nur war das Opfer, das glücklicher Weise nur leicht verletzt wurde, diesmal ein vom Einkauf nach Hause eilendes, einer besseren Familie zugehöriges junges Mädchen. In den Ludwigshafener Vororten herrscht infolge all dieser Vorkommnisse jetzt eine förmliehe Panik. Kein Dienstmädchen wagt sich mehr über die Strasse; keine verheirathete Arbeiterfrau kauft mehr Abends ein, sie schickt ihren Mann zum „Kaufmann“! Hoffentlich wird die Behörde bald Mittel und Wege finden, um des Uebelthäters habhaft zu werden und der Bevölkerung ihre Ruhe wieder zu geben.

2. (April 1901.) Ein Fall von Nekrophilie. Ueber eine kaum glaubliche Leichenschändung wird uns aus Schönau an der sächsisch-böhmischen Grenze bei Zillone Folgendes gemeldet. Auf dem dortigen Friedhofe war am Vormittage die 30jährige verehelichte Frau Maschke beerdigt, die Gruft jedoch noch nicht völlig geschlossen worden. Als nun am Nachmittage eine Einwohnerin aus Schönau das neben der Frau Maschke befindliche Grab eines Verwandten besuchte, bemerkte sie zu ihrem nicht geringen Entsetzen, wie sich der Deckel des Sarges, in welchem die Leiche von Frau ruhte, hin und her bewegte. Die Entdeckerin dieses grausigen Vorkommnisses begab sich daher zum Todtengräber und erstattete diesem Anzeige. Der Kirchhofsbeamte eilte infolgedessen mit mehreren Arbeitern sofort an die bezeichnete Grabstätte, wo sie zu ihrem grossen Schreck den schon oft vorbestraften Armenhäusler Wokatsch dabei überraschten, als dieser im Begriff war, die Frauenleiche zu schänden. Der bestialische Verbrecher wurde sofort ergriffen und dem zuständigen Bezirksgericht Hainspach überwiesen. Bald darauf fand an Ort und Stelle eine gerichtliche Untersuchung statt, zu welchem Behufe die Leiche wieder aus der Gruft genommen und nach der Leichenhalle gebracht wurde, um dort feststellen zu können, wieweit sich der Verbrecher bereits an der Leiche vergangen hat.

Ueber einen dem ersten ziemlich ähnlichen Fall, der sich im Auslande abspielte, berichtet eine hiesige Zeitung unter dem 23. October 1901 Folgendes:

Jack the Ripper in Kiew. Wie uns aus Kiew geschrieben wird, ist in Kiew dieser Tage von der Polizei in der Person des achtzehnjährigen Iwan Kaprowitsch, Sohnes wohlhabender Eltern, ein Jack the Ripper gefasst worden. Zahlreiche junge Mädchen, besonders Backfische, sind ihm zum Opfer gefallen. Er pflegte sie auf offener Strasse während der Abenddämmerungsstunden zu überfallen und ihnen mit einem Federmesser Stiche in den Hals und die untere Magengegend zu versetzen. Einige der jungen Mädchen erlitten derartig gefährliche Verletzungen, dass sie sich einer ernsten operativen Behandlung unterziehen müssen. Als der Untersuchungsrichter ihn nach dem Motiv seiner Handlungsweise befragte, antwortete der Ripper: „Oh wie ich die Weiber nicht ausstehen kann! Ihr Anblick versetzt mich in Krämpfe. Der Hass gegen diese Furien verdunkelt bei ihrem blossen Anblick meinen Verstand, und es übersteigt meine Kräfte, mich zu überwinden, ihnen nicht einen blutigen Stich zu versetzen.“ Es handelt sich offenbar um einen sexuellen Psychopathen.

In sexualpathologischer und forensischer Beziehung ist übrigens darauf aufmerksam zu machen, dass es sich bei der Verbindung von Nothzucht und Mord nicht immer um „Lustmord“, d. h. um ein aus sadistischen Antrieben und Motiven entspringendes Verbrechen zu handeln braucht. Vielmehr kann die Tödtung sich an die voraufgehende Nothzucht in einer Weise anschliessen, die sie als nicht ursprünglich beabsichtigte, aus den Umständen sich zufällig ergebende Folgewirkung (als „Todtschlag“ im gesetzlichen Sinne) erscheinen lässt. So hatte in Berlin vor Kurzem ein Arbeiter eine 46jährige Frau in einen Keller verschleppt, sie dort vergewaltigt und mittelst eines in den Mund gepressten Knebels getödtet; die anfangs auf überlegten Mord (Lustmord) gerichtete Anklage musste aber, nach einem von Moll erstatteten Gutachten, in dieser Beziehung fallen gelassen werden, weil entscheidende Merkmale des eigentlichen Lustmordes in diesem Falle wenigstens nicht mit Sicherheit nachweisbar waren.

Active und passive Flagellation (Flagellantismus).

Die als Geisselsucht, Flagellationsmanie, Flagellantismus zu bezeichnende Form psychosexualer Verirrung umfasst ein so ungeheures Gebiet und ihre, in neuester Zeit, wenn nicht vermehrte, doch in grösserem Umfange reproducirte und zugänglicher gewordene Literatur ist bereits so unabsehbar, dass eine keinesweg erschöpfende, nur den Gegenstand einigermafsen umfassende Darstellung weit über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgreifen, ja eine eigene Monographie erfordern würde. Ich verweise auf die als Anhang folgenden, eine auch nur relative Vollständigkeit anstrebenden Literaturangaben, und muss mich hier damit begnügen, einzelne der gerade für das Verständniss algolagnistischer Vorgänge hauptsächlich in Betracht kommenden Seiten des Gegenstandes kurz zu erörtern.

Dass die passive Flagellation als ein mächtiges sexuelles Stimulans und Aphrodisiacum (für den flagellirten Theil) zu betrachten sei, ist eine jedenfalls recht alte — wenn auch vielleicht nicht, wie man angenommen hat, bis in das graue Alterthum hinaufreichende — Erfahrung.

Es finden sich wenigstens bei Schriftstellern des classischen Alterthums keine ganz sicheren Spuren, die auf Bekanntschaft mit der Flagellation als einem Aphrodisiacum hinweisen (während dagegen bei einem Komiker u. A. vorkommt, dass eine Kupplerin ihre Mädchen peitscht, damit sie vollere Hinterbacken bekommen). Das, 1766 erschienene und vielaufgelegte Machwerk: „über den Gebrauch der Alten,

ihre Geliebte zu schlagen“ enthält ein durchweg recht unkritisches und zum Theil kindisches, anekdotisches Sammelsurium. — Wenn, wie schon erwähnt wurde, die Gallen sich zu Ehren Kybele's geisselten, die spartanischen Jünglinge sich am Altare der Artemis Orthia mit Ruthen peitschen liessen[1]), so handelte es sich dabei zunächst um religiöse, theils unter den Begriff der Selbstpeinigung, der Askese fallende, theils als Opferung betrachtete Gebräuche, denen im tieferen Sinne freilich der früher erörterte Zusammenhang von religiöser und erotischer Mystik zu Grunde lag, wobei aber die Entfesselung sexueller Instincte und Antriebe doch nicht den mit der Procedur unmittelbar verbundenen Zweck bildete. Auch bei der Austheilung von Schlägen durch die Luperci an die ihnen entgegenkommenden Frauen (bei den Lupercalien) handelte es sich offenbar nicht um eine beabsichtigte sexuelle Erregung, vielmehr um ein symbolisch gedachtes Zeichen der Reinigung und Befruchtung.

Von ärzlicher Seite ausführlich gewürdigt finden wir die Bedeutung der Flagellation als eines sexuellen Stimulans zuerst bei dem alten Meibom in der berühmten (1639 in Leiden erschienenen) „epistola de flagrorum usu in re venerea et lumborum renumque officio“, mit dem den Kern der Sache andeutenden Motto:

„Delicias pariunt Veneri crudelia flagra;
Dum nocet, illa juvat; dum juvat, ecce nocet.“

In weiterer Folge haben Bartholini (1679), Paulini (1698), Boileau (1700), Thiers (1703), Lanjuinais (1725), besonders aber der französische Arzt François Amédée Doppet in seinem (Genf 1788 zuerst erschienenen) „traité du fouet et de ses effets sur le physique de l'amour“ dem Gegenstande zum Theil von gleichen Gesichtspunkten aus ihre Aufmerksamkeit gewidmet, der natürlich auch in die eigentlich flagellantistische Literatur der Engländer und anderer Nationen aus den beiden letzten Jahrhunderten mannichfach hineinspielt.

Es würde jedoch ein Irrthum sein, anzunehmen, dass nicht schon lange vor Meibom die Flagellation als sexuelles Stimulans bekannt und angewandt worden sei; vielmehr scheint die Kenntniss und die Praxis dieses Mittels durch arabische Aerzte zuerst eingedrungen zu sein — wie es denn u. A. auch ein arabischer Arzt gewesen sein soll, auf dessen Rath sich die Herzogin Leonore Gonzaga von Mantua von der Hand ihrer Mutter mit Ruthen peitschen liess, um in der ehelichen Umarmung wärmer zu werden und zu concipiren. Ein Zeitgenosse dieser Herzogin war jener Alfons von Ferrara (der Gönner Tasso's), der, wie es heisst, seiner Gemahlin nur nach voraufgegangener Flagellation beizuwohnen vermochte. Das aus dem 16. Jahrhundert stammende,

---

[1]) Nach Burckhardt „eine Ausnahme in der ganzen griechischen Welt und eine wahre Schule der Ferorität“ (griechische Kulturgeschichte I, p. 112).

den Namen der „Aloisia Sigea" tragende Buch de arcanis amoris et Veneris u. s. w. enthält bereits diese und ähnliche Beispiele; ebenso findet man sie bei Brantôme und bei englischen Autoren gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Doch noch weiter hinauf reicht eine naiv charakteristische Erzählung des Giovanni Pico della Mirandola (Picus Mirandulae) in den „disputationes adversus astrologiam divinatricem" lib. V cap. 27, wobei es sich um eine intendirte, recht stürmische Erweckung erotischer Gefühle bei der dazu veranstalteten Flagellation und durch diese handelt — ein Vorgang, wie er sich seitdem in gleich typischer Inscenirung wohl vieltausendfach abgespielt hat:

„Vivit adhuc homo mihi notus prodigiosae libidiris et inauditae; nam ad Venerem nunquam accenditur, nisi vapules. Et tamen scelus id ita cogitat: saevientes ita plagas desiderat, ut increpet verberartem, si cum eo lentius egerit, haud compos plene voti, nisi eruperit sanguis et innocentes artus hominis nocentissimi violentior scutica desaeverit. Efflagitat miser hanc operam summis precibus ab ea semper foemina quam adit, praebetque flagellum pridie sibi ad id officii aceti infusione duratum, et supplex a meretrice verberari postulat: a qua quantum caeditur durius, eo ferventius incalescit, et pari passu ad voluptatem doloremque contendit. Unus inventus homo qui corporeas delicias inter cruciatus inveniat, et cum alioquin pessimus non sit, morbum suum agnoscit et odit."

Dieser Mann — wir würden ihn jetzt wohl unter die „Masochisten" rechnen — scheint also damals, gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts (Pico lebte von 1463 bis 1494), noch als eine „Ausnahmenatur" betrachtet worden zu sein. Kaum ein Jahrhundert später würde er schon zahlreiche „Mitstrebende" gefunden haben. So scheint nach vielfachen zeitgenössischen Zeugnissen u. A. in den Londoner Bordellen um diese Zeit die Flagellation als Stimulans für ältere Habitués dieser Häuser bereits beliebt und gebräuchlich gewesen zu sein. Ned Ward in „the London spy" erzählt ein derartiges Abenteuer, und spricht von einer dieser Praxis ergebenen Menschenclasse, die im Bordell-Argot als „flogging cullies" bezeichnet werden. Thomas Shadwell lässt im vierten Act seines Stückes „the virtuoso" eine entsprechende Scene sich abspielen — grauenvoller Gedanke für einen heutigen Bühnencensor! — und Otway hat, was noch interessanter ist, im 3. Acte seiner „Venice preserved" eine ganz ausgesprochen masochistische Scene: der Senator Antonio lässt sich von seiner Geliebten Aquilina, die er zu dem Zwecke aufsucht, ins Gesicht speien, sich als Hund behandeln, unter den Tisch ducken, treten u. s. w. und schliesslich aus dem Zimmer peitschen. Auf die gleichen Neigungen eines verhassten Kritikers zielt ein bissiges Epigramm Christoph Marlowe's, des bekannten Vorgängers und Rivalen Shakespeare's[1]):

---

[1]) Abgedruckt in den Works of Christopher Marlowe, London 1826, vol. 3, p. 454.

„When Francus comes to solace with his whore,
He sents for rods and strips himself stark naked;
For his lust sleeps and will not rise before
By whipping of the wench it be awaked.
I envy him not, but wish I had the power
To make myself his wench but one half hour.“

Wie England überhaupt sich rühmen darf, bis in die neueste Zeit hinein das gelobte Land, die Hochburg des Flagellantismus (auch in seiner Anwendung als pädagogisches und häusliches Zucht- und Strafmittel) gewesen und geblieben zu sein, so hat es auch in der Entwickelung des Flagellationscultus an den der Venus Vulgivaga geweihten Stätten offenbar stets in erster Reihe gestanden und das Ceremoniell dieses Cultus der „fortschreitenden Civilisation“ und den Anforderungen neuzeitlichen Comforts entsprechend stetig weiter entwickelt[1]).

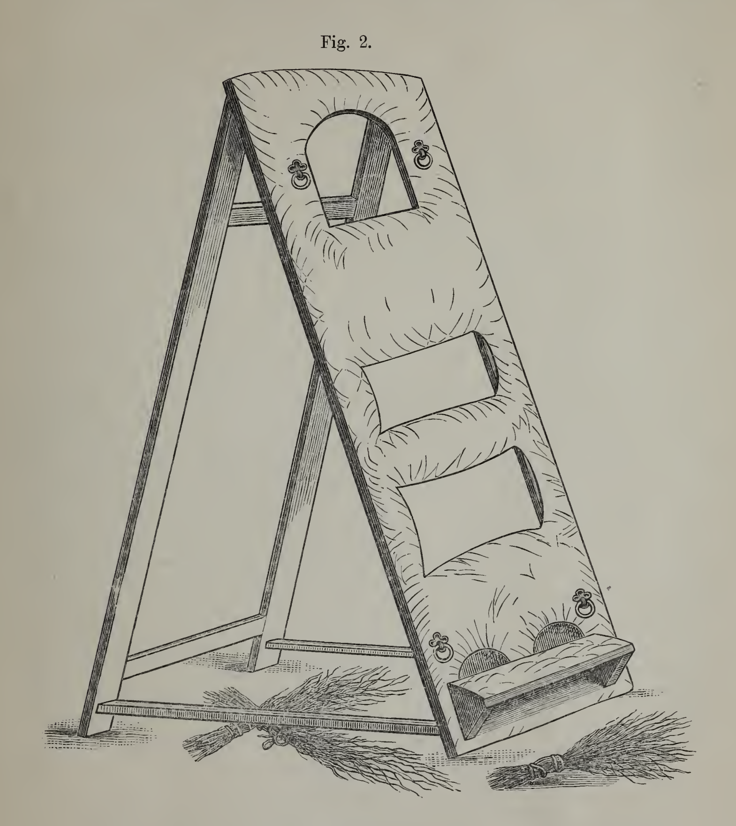
Schon im Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in London luxuriös ausgestattete Etablissements, die vorzugsweise der Flagellation dienten und in denen geschickte, berufsmäſsig ausgebildete Hände — wie die unserer heutigen „Masseusen“ — über den danach lüsternen Männern die Ruthe schwangen. So wird u. A. die Anstalt einer Mrs. Collett, zu deren Frequentanten auch der nachmalige Georg der Vierte als Prinz-Regent gehörte, und ihrer Nachfolgerin Mrs. Mitchell, ebenso die einer Mrs. James und noch anderer Colleginnen in den zeitgenössischen Annalen rühmlichst hervorgehoben. Die „Königin“ dieses Gewerbszweiges scheint aber nach allgemeinem sachkennerischen Urtheil die unsterbliche Erfinderin des „Berkeley horse“[1]), Mrs. Therese Berkeley (oder Berkley) gewesen zu sein, die in No. 28 Charlotte Street, Portland Place, ihr Geschäft eröffnete, das sie mit einer stattlichen Anzahl wohlgeschulter, auch noch mit ihren Kosenamen und allen ihren specialistischen Talenten der Nachwelt überlieferter Gehülfinnen betrieb, und von dem sie sich mit dem anständigen Vermögen von 100 000 Pfund zurückzog, um in der so ehrenvoll verdienten Musse ihre (leider unveröffentlicht gebliebenen und, wie es scheint, abhanden gekommenen) Denkwürdigkeiten zu schreiben. Diese Dame, die 1836 starb, beschenkte die Welt mit dem als „Berkeley-Pferd“ (The Berkeley horse) zu pornographischer Berühmtheit gelangten Apparate, der in der flagellantistischen Literatur Albions eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt und dessen von schönen Seelen auf Grund selbstempfangener Eindrücke oft mit schwärmerischer Anerkennung gedacht wird. Einer Beschreibung bedarf die kleine

---

[1]) Vgl. darüber u. A. Pisanus Fraxi „index librorum protibitorum“, London (1877) introduction XLIII—XLVI; auch Venus schoolmistress; Curiosities of flagellation, London 1875 und andere in dem Literaturverzeichniss aufgeführte Werke.

zum Auspeitschen von „gentlemen", bestimmte Maschinerie nach beistehender Abbildung kaum noch; sie liess sich in beliebigem Winkel verstellen, um den Körper in jede speciell wünschenswerthe Position bringen zu können. Auf einem zeitgenössischen Kupferstiche erblickt man einen auf dem „Pferde" befindlichen nackten Mann, dem

Fig. 2.



Mrs. Berkeley eigenhändig die Posteriora mit Ruthen peitscht, während ein in einem Stuhl darunter sitzendes halbentblösstes Frauenzimmer als „frictrix" an seinem „embolon" arbeitend dargestellt ist. Das Original des Berkeley-Pferdes soll sich in der Society of arts in Adelphi (London) befinden, wohin es durch den Arzt und Testamentsvollstrecker der Berkeley, Dr. Vance, gelangte, der auch ihre ganze, gewiss recht

lehrreiche, zum Theil mit Männern und Frauen der höchsten Aristokratie geführte Correspondenz durchsah — aber leider zerstörte. Doch der Geist der Mrs. Berkeley lebt und wirkt fort! Offenbar gab und giebt es auch im heutigen England zahlreiche Flagellantinnen, nicht bloss von Geschäfts wegen, sondern auch von wirklicher Vocation. In der bei Pisanus Fraxi[1]) citirten Correspondenz eines enthusiastischen Ruthenfreundes wird ein Londoner Etablissement erwähnt, wohin 20 junge Mädchen zu kommen pflegten, „who go through all the phases of schoolmistress and whip fearfully severely“; desgleichen ist von verschiedenen Damen von hohem Rang und von der hübschen jungen Frau eines Geistlichen die Rede, die die Neigung für (active und passive) Flagellation bis zum Excess trieb.

Aber auch in anderen Ländern, namentlich in Frankreich, fehlte es der Flagellation als sexualem Stimulans nicht an zunehmender Verbreitung und Würdigung. Allbekannt ist die classische Selbstschilderung Rousseau's (in seinen „confessions“), wobei es sich offenbar um eine früh erworbene psychosexuale Abnormität handelte. Serrurier berichtet einen ganz ähnlichen Fall von einen seiner Schulfreunde, der ein unbeschreibliches Vergnügen dabei empfand, gepeitscht zu werden, und sich absichtlich Strafe zuzog, um diese Züchtigung zu erleiden, die jedesmal einen Samenerguss bei ihm zur Folge hatte.[2]) In dem Werke „l'inquisition française ou histoire de la bastille“ (vol. 3, p. 256) erzählt de Renneville von einem alten Docteur de la faculté, einem mehr als 70jährigen, kindisch gewordenen Greise, für den täglich erduldete Fustigationen zur zweiten Natur, zum unentbehrlichen Lebensbedürfniss geworden waren — In der einen immer weiteren Umfang annehmenden masochistischen Literatur unserer Tage wird man Beispiele aller dieser und ähnlicher Spielarten in unendlicher Zahl finden, und aus Darstellungen des Bordellwesens in der „Cité lumière“ bei Jeannel, Delcourt, Coffignon, Leo Taxil und Anderen mag man sich über die in „erstclassigen“ Bordellen zur Befriedigung flagellomanischer Besucher getroffenen, auch dem „verwöhntesten Geschmack“ Rechnung tragenden Vorkehrungen eingehender belehren.

Wie die passive, so wirkt auch die active Flagellation, wenn schon in ganz anderer Weise, auf psychischem Wege, sexuell stimulirend; und wie jene in nahen Beziehungen zur „passiven Algolagnie“, zum Masochismus, so steht diese in noch intimerer Verbindung

[1]) L. c. LVI.

[2]) Dictionnaire des sciences médicales, 1812—1822; Art. pollution.

mit der „activen Algolagnie“, dem Sadismus, dessen üppigster Nährboden, und zugleich dessen beliebtestes, am leichtesten erreichbares, bequemstes, der mannigfaltigsten Abstufung fähiges Hülfs- und Aeusserungsmittel sich in ihr von Alters her darstellt.

Besonders musste auf diesem Gebiete der fast keiner Zeit ersparte, in der christlichen Aera aber aus verschiedenen Gründen mehr zu- als abnehmende Missbrauch der Flagellation als — kirchliches und profanes — Zucht- und Strafmittel verhängnissvolle Wirkungen zeitigen; wie das die Geschichte des Flagellantismus fast auf allen ihren Blättern eindringlich bestätigt.

Dem Alterthum blieb auch dieser Missbrauch der Flagellation im Grossen und Ganzen fremd; oder wenigstens war zu seiner Entstehung nur verhältnissmäſsig beschränkter Anlass gegeben. Die Geisselung eines Freien widerstrebte den nicht-orientalischen Nationen; der Sclave aber galt als Sache. Die schon an anderer Stelle erwähnten Cultus-Vorkommnisse blieben vereinzelt. Wir kennen natürlich nicht die Gefühle, die die Artemis-Priesterin beim Geisseln spartanischer Jünglinge, oder die Priesterin der syrischen Göttin bei ähnlichen Anlässen beseelt haben mögen — oder die der römische Pontifex maximus empfand, wenn er eine der Nachlässigkeit in der Feuerwacht schuldig befundene Vestalin hinter einem Vorhang (wie Plutarch es schildert) auf den entblössten Körper eigenhändig abstrafte. Und bei dem „plagosus Orbilius“ handelte es sich um Kinder. — Die systematische Einführung der Flagellation als eines für Erwachsene bestimmten kirchlichen Buss- und Zuchtmittels und damit auch ihr immer vielseitigeres Eindringen als häusliches Corrections- und öffentliches Strafmittel blieb dem Gange der kirchlichen Entwickelung, ungefähr vom 5. Jahrhundert ab vorbehalten. Wir können dies natürlich hier nur in den allgemeinsten Umrissen andeuten; es sei auf die im Literaturanhang citirten Special-Werke, auf Gretser, Boileau, Thiers, Lanjuinais, Förstemann und Andere verwiesen. Das Uebel begann mit kleinen Anfängen, in Einsiedeleien und Klöstern, wo allmählich das freiwillige Sichselbstgeisseln oder Sichgeisselnlassen durch Andere als ein Zeichen der so hochbewertheten Demuth und Bussfertigkeit in ausgedehnten Gebrauch kam. Am höchsten, gewissermaſsen zum System ausgebildet ward dieser Geissellustsport — denn ein solcher war es, mit dem Record des Heiligengeruches — durch den Dominikanermönch, späteren Cardinal Damiani; seither entwickelt sich mehr der Gebrauch der „Disciplin“ als kirchlichen Pönitenz- und Absolutionsmittels, und nehmen auch die berüchtigten Geisselprocessionen, die bis ins Jahrhundert der Aufklärung hineinspukten, ihren erbaulichen Aufschwung. „Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich“ — beide gewissermaſsen von Berufswegen; aber auch die Laien, Männlein und Weiblein, vor Allem die Damen der höchsten Kreise

thaten eifrig mit — bekannt ist u. A., in wie unglaublicher Weise sich die „heilige“ Elisabeth von ihrem Beichtvater Konrad von Marburg geisseln liess; bekannt ist auch der Geisselcult der heiligen Brigitta von Schweden und Hedwig von Polen — und so vieler anderer frommer regierender Frauen bis (einem on dit zufolge) herab zu Spaniens tugendsamer Isabella und Eugenie Montijo.

Schon sehr früh zeigten sich Missbräuche, die vielfach ein energisches Einschreiten kirchlicher Oberen und lange Zeit deren Widerspruch gegen das Umsichgreifen der Disciplin nach sich zogen. Schon unter Hadrian dem Ersten erging (772) ein Verbot an die Geistlichen, ihre Pönitenten zu schlagen: „episcopus, presbiter et diaconus peccantes fideles diverberare non debeant“. Das Verbot wurde natürlich niemals beachtet, und das seelsorgerische Disciplinarrecht als ein streng und eifrig gehütetes Privileg aufrecht erhalten.

Wenn hier von Missbräuchen die Rede ist, so handelt es sich für uns nur um Anwendungen der activen Flagellation zu Zwecken sexualer (algolagnistischer) Erregung. Unzählig sind die Flagellationsgeschichten, die von einem derartigen Missbrauch der Flagellation als kirchlichen, besonders klosterlichen Buss- und Zuchtmittels berichten. Doch ist natürlich nur das Wenigste davon in dieser Hinsicht sicher beglaubigt — sehr vieles anekdotischer Klatsch, oder tendenziös böswillige Erfindung; anderes mindestens so, dass es für eine Auslegung im obigen Sinne nicht unbedingt in Betracht kommt. Freilich mag es wohl nie an vereinzelten Pädagogen und Clerikern (Jesuiten und Nichtjesuiten) gefehlt haben, die wie Boileau singt, „cet abus odieux“ geflissentlich cultivirten

„Qui, sous couleur d'éteindre en nous la volupté,
Par l'austérité même et par la pénitence
Sait allumer le feu de la lubricité“.

Besonders gefährlich wurde der Gebrauch der „Disciplin“ — welche Bezeichnung für diese kirchlichen Buss- und Zuchtmittel allmälig aufkam — seitdem man dazu überging, die Züchtigung nicht mehr (wie im Anfange) auf Schulter und Rücken, sondern vorzugsweise — und namentlich beim „schwächeren“ Geschlecht fast allgemein — auf das Gesäss zu ertheilen — die sogenannte „disciplina deorsum“ oder „secundum sub“ gegenüber der disciplina sursum oder secundum supra im Mönchslatein jener Tage — und seitdem man auch dazu gelangte, die Pönitenten bei der Züchtigung mehr oder weniger vollständig zu entblössen, weil schon in der geduldeten oder freiwillig vorgenommenen Entblössung an sich ein verdienstlicher Act echter Selbstdemüthigung liegen sollte — wie es bei einem Zelotiker dieser Richtung (Cardinal Pullus) heisst — „est ergo satisfactio quaedam, aspera tamen, sed Deo

tanto gratior quanto humilior, cum quilibet sacerdotis prostratus ad pedes, se caedendum virgis exhibet nudum". Und nicht bloss „quilibet", sondern noch mehr „quaelibet". Von diesem nicht unbedenklichen Gesichtspunkte scheint u. A. jener in so traurigem Ruf gekommenen Bruder B. Cornelis Adriaensen von Dordrecht ausgegangen zu sein, der in Brügge so eifrig gegen Calvinisten und Lutheraner predigte und eine Art flagellantistischer Schule unter der weiblichen Bevölkerung Brügge's ins Leben rief, indem er seine zahlreichen weiblichen Beichtkinder, oder wenigstens eine Elite davon, in die Mysterien der unteren Disciplin auf den nackten Körper einweihte. Es hat sich, seitdem die erste „Historie von B. Cornelis Adriaensen" im Jahre 1569 erschien, eine umfangreiche, theils ernsthafte, theils satirische Literatur darüber entsponnen, die wir bei Pisanus Fraxi[1]) am unbefangensten und objectivsten gewürdigt finden. Trotz der überscharfen, namentlich von Cornelis' Zeitgenossen Marnix und dem Geschichtsschreiber der Niederlande van Meteren gegen ihn erhobenen Angriffe muss man zu der Ueberzeugung kommen, dass sich dem „Bruder Cornelius" kaum etwas Anderes als die nach unseren Begriffen indecente Ausführung der „Disciplin" vorwerfen lässt; dass dagegen die von Marchand, Boileau und Anderen später hinzugefügten oder übernommenen scandalösen Details überwiegend auf Voreingenommenheit und fanatischer Feindseligkeit beruhen, jedenfalls unbeglaubigt sind. Es hat nicht den Anschein, als habe sich Cornelis irgend welcher sexueller Attentate gegen seine Beichtkinder schuldig gemacht; auch hat er keinen Orden, keine „gynopygische Secte", keine Geisslersocietät gestiftet, sondern nur einzelne Frauen und Mädchen, meist nach ihrem eigenen oftmaligen Verlangen, zu seinen wunderlichen Bussmysterien herangezogen. Er war mit einem Worte ein beschränkter Zelotiker, aber sinnlich obscöne oder gar sadistische Antriebe lagen ihm anscheinend fern. Gehetzt und verläumdet wurde in dem damals entbrannten Streite von protestantischer und katholischer Seite gleich stark und gleich widerlich, denn alle Waffen galten in diesem Kampfe beider Parteien für gut: „tantum relligio potuit suadere malorum".

Weniger günstig lautet das geschichtliche Endurtheil in einer anderen ecclesiastischen cause célèbre, der berühmten Affaire Girard-Càdière, die sich in den Jahren 1728 bis 1730 in Toulon abspielte. Auch darüber liegt eine ansehnliche, bei Pisanus Fraxi[2]) zusammengestellte und gesichtete Literatur vor. Der Jesuitenpater Girard kam

---

[1]) Centuria librorum absconditorum, p. 213—224. — Sehr uncritische und tendenziöse Darstellungen dagegen bei Giovanni Frusta, Corvin und andere, die lediglich vom anticlericalen Standpunkte an die Sache herangingen.

[2]) L. c. p. 225—253. — Vgl. auch Michelet, histoire de France, und la sorcière.

im April 1728 als Rector des séminaire royal de la marine nach Toulon, ein damals 47jähriger Mann, gross, trocken, abgemagert, etwas schwerhörig, schmutzig, der überall hinspuckte — aber mit der Reputation eines frommen und beredten Predigers. So verführte er die damals 17jährige Marie Càdière, sein Beichtkind, deren in einem Jesuitenkolleg erzogener Bruder zu den wärmsten Bewunderern des Paters gehörte. Girard verstand offenbar seine schöne Beichtbefohlene zu „hypnotisiren", was bei ihr ausserordentlich leicht bis zu ausgesprochenen lethargischen Crisen gelang („à tel contact léger qu' une autre n'eut pas remarqué, elle perdait connaissance; un frôlement près du sein suffisait" heisst es in Michelet's Schilderung); er schwängerte sie, stigmatisirte sie, indem er alte scrofulöse Narben wieder aufriss und künstlich offen erhielt, durch Saugen der Wunden etc. — schliesslich, vielleicht in der That sadistischen Regungen nachgehend, vielleicht um sie abortiren zu lassen, liess er sie sich nackt ausziehen, auf dem Bette niederknieen, „disciplinirte" sie, küsste den Theil den er gezüchtigt hatte. Er verabreichte ihr auch Abortivmittel, die nicht ohne Wirkung blieben, und brachte sie hinterher in ein von Toulon entferntes Kloster der heiligen Clara in Ollicules. Den Fortgang dieser Scandalgeschichte mag man in den citirten Werken nachlesen; auch wie unter dem Einflusse der Jesuiten das Parlament in Aix den Girard freisprach und die Càdière zur ordentlichen und ausserordentlichen Folter und zum Tode durch den Strang verurtheilte! — ein Gerichtserkenntniss, das sich würdig dem späteren gegen die Familie Calas anreiht, aber glücklicherweise nicht wie dieses zur Vollziehung gelangte. Girard selbst starb im Geruche der Heiligkeit 1733 in seiner Vaterstadt Dôle.

Als würdiger Genosse zu diesem Jesuitenpater Girard gesellt sich der Capuzinermönch Achazius in Düren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, der seine Pönitentinnen erst mit in Essig und Salz erweichten Ruthen ganz nackt peitschte, dann seine Lust an ihnen befriedigte — und der dabei unter Verheiratheten und Unverheiratheten einen so grossen Anhang gewann, dass er eine Art von adamitischem (oder evaitischem) Flagellantinnenclub zusammenbrachte und längere Zeit leitete. Ein gegen ihn vom Gericht in Lüttich eingeleitetes Verfahren wurde auf Befehl Napoleon's, um den Scandal zu ersticken, niedergeschlagen.

Derartige Flagellanten- und Flagellantinnenclubs scheinen übrigens, wenn wir den zeitgenössischen und späteren Berichten trauen dürfen, in exclusiven Gesellschaftskreisen vor und nach der Revolutionszeit in Paris, London und anderen Grossstädten florirt zu haben; und sie scheinen, mancherlei Andeutungen in der heutigen Literatur und Journalistik zufolge, auch jetzt noch zu floriren. Unter den Frauen fanden sich zu allen Zeiten hervorragende Liebhaberinnen, wie der passiven, so auch der activen Flagellation; und bemerkenswerth erscheint

dabei, dass, wie weibliche Grausamkeit sich bekanntlich überhaupt dem eigenen Geschlechte gegenüber mit Vorliebe bethätigt, passionirte Flagellantinnen auch aus der Flagellation ihrer Geschlechtsgenossinnen sexuell stimulirende Wirkungen oft mit Vorliebe schöpften. Es sei nur ein berühmtes historisches Beispiel erwähnt, die als hochstehende Gönnerin und Practicantin der Flagellation literarisch verewigte Katharina von Medici. Sie ist die „dame grandissime", von der Brantôme (Vies des dames galantes) als klassischer Hof-, Augen- und Ohrenzeuge in seiner unverblümt naiven Schreibweise Folgendes berichtet:

„J'ai oui parler d'une grande Dame de par le monde, mais grandissime, qui ne se contentant de lasciveté naturelle; car elle estait grande putain et estant mariée et veuve, aussi estait-elle très belle; pour la provoquer et exciter d'avantage elle faisait despouiller ses Dames et filles, je dis les plus belles, et se délectait fort à les voir et puis elle les battait du plat de la main sur les fesses, avec de grandes clacquades et blamuses assez rudes, et les filles, qui avaient délinqué en quelque chose, avec de bonnes verges, et alors son contentement estait de les voir remuer, et faire les mouvements et tordions de leur corps et fesses, lesquelles selon les coups qu'elles recevaient, en montraient de bien estranges et plaisantes Aucunes fois, sans les despouiller, les faisait trousser en robbe, car pour lors elles ne portaient pas de caleçons, et les claquetait et fonettait sur les fesses, selon le sujet qu'elles luy donnaient, ou pour les faire rire, ou pleurer, et sur ces visions et contemplations s'y aiguisait si bien en appétits, qu'après elle les allait passer bien souvent à son escient avec quelque galant homme bien fort et robuste." —

Die Motive der Geisselpassion dieser königlichen Flagellantin sind in den letzten Worten deutlich genug gekennzeichnet. Es kann danach nicht befremden, dass, wie Brantôme weiter berichtet, Katharina ihrer schon erwachsenen Tochter (der nachmaligen, als Margarethe von Valois bekannten und berüchtigten Gemalin Heinrichs des Vierten) auf gleiche Weise und zu dem gleichen Zweck, ein- oder mehrmals täglich eigenhändig die Ruthe ertheilte. Ein Fräulein von Limeuil wurde wegen einiger auf Katharina bezüglicher satirischer Verse vor versammeltem Hofe mit Ruthen gepeitscht. — Aehnliche Dinge werden übrigens von dem russischen Hofe des 18. Jahrhunderts, namentlich aus der Zeit der Gynäkokratie: der Czarinnen Anna Iwanowna, Elisabeth Petrowna, und der grossen Katharina (die Byron bekanntlich nicht ganz mit Unrecht als

„the greatest of all sovereigns and whores"

feiert) vielfach berichtet. Beispiele davon werden uns noch im nächsten Abschnitt beschäftigen. Hier sei nur noch in Ergänzung der vorstehenden Ausführungen hervorgehoben, dass in der Pathogenese algolagnistischer (sadistischer) Impulse auch der Missbrauch der Flagellation als pädagogisches und häusliches Correctionsmittel und als öffentliches (criminalistisches) Strafmittel eine kaum ge-

ringere Rolle gespielt hat — und hier und da noch spielt — wie der im Vorstehenden besprochene klösterliche und kirchliche Disciplin-Missbrauch. Auf eine specielle Durchführung dieses Themas, wie auch auf eine Würdigung der sehr umfangreichen heutigen flagellantistischen Literatur müssen wir jedoch aus den vorbezeichneten Gründen an dieser Stelle verzichten.[1])

Weibliche Grausamkeit. Sadismus und Masochismus des Weibes.

Dass dem weiblichen Geschlechte, wohl im Zusammenhange mit der ein tertiäres Geschlechtsmerkmal bildenden grösseren Sensitivität, ein gewisser Hang zur Grausamkeit innewohnt, und dass sich dieser Hang namentlich den eigenen Geschlechtsgenossinnen gegenüber mit Vorliebe bethätigt, ist eine in der Geschichte und im täglichen Leben tausendfach bestätigte Erfahrung. Wo dabei eifersüchtiger Hass gegen eine Nebenbuhlerin und Schönheitsconcurrentin oder Rachsucht ins Spiel kommen, kann die Grausamheit sich ins Megärenhafte, ja ins Bestienhafte hinein steigern.

Schon der hellenischen Mythologie sind derartige Züge nicht fremd, man denke an die unerbittliche Rachsucht Iuno's, an Venus und Psyche, an Antiope und Dirke, an Medea und Kreusa. Ebenso wenig fehlen sie im deutschen Volksmärchen mit seinen unzähligen bösen Königinnen, Stiefmüttern und Schwiegermüttern. Das deutsche Volksepos bringt den gleichen Zug u. A. in der Misshandlung Gudrun's durch die böse Königin Gerlinde zur Geltung. Unter den grossen Dramatikern der Weltliteratur haben solchen zur Dämonie des Hasses und erbarmungsloser Vernichtung verzerrten Weibnaturen u. A. Aischylos im Agamemnon, Shakespeare in Macbeth und Titus Andronicus, Corneille in Rodogune, Racine in Andromaque und Athalie, Kleist in der Penthesilea, Hebbel in den Nibelungen, Grillparzer in Medea, B. Klein in Heliodora, Sudermann im Johannes machtvollen Ausdruck verliehen.

Dass in der That das Weib, wenn es durch Gehässigkeit, Neid, Eifersucht und Rachsucht angestachelt, wenn es von der in ihm schlummernden Herrschsucht oder von religiösem Fanatismus gepackt ist, über alle Schranken der Menschlichkeit hinaus und zu mänadenhaften Un-

---

[1]) Vergl. u. A. das (übrigens in ziemlich uncritischer Weise compilirte) Werk: „Stock und Peitsche im 19. Jahrhundert. Ihre Anwendung und ihr Missbrauch im Dienste des modernen Straf- und Erziehungswesens", von D. Hansen. Dresden 1899, H. R. Dohrn. — Neue Folge, Ibid. 1900. — Soeben erschien eine zweite, umgearbeitete Auflage (1902).

thaten fortgerissen wird, das lehren die blutgetränkten Blätter der Geschichte seit den sagenhaften Zeiten der Semiramis bis in unsere Tage. Man denke nur an die Haremsintriguen und die Grausamkeitsorgien siegreicher Rivalinnen in alter und neuer Zeit, am Hofe des altpersischen Xerxes und Artaxerxes so gut wie bei den islamitischen Sultanen und den heutigen Fürstenhöfen des fernen Ostasiens; an die persische Parysatis, die makedonische Olimpias, die Byzantinnerinnen Zoe, Theodora und Irene, die Frankenköniginnen Fredegunde und Brunhilde, die Westgotin Goswinthe und so viele Zeit- und Volksgenossinnen dieser gekrönten Furien. Man denke an die Schicksale der schönen Rosamunde, der Clara Zach, der Leonore Gusman; an die prachtvollen weiblichen Renaisance-Bestien, eine Catharina Sforza, Lucrezia Borgia, Catharina von Medici, Maria Stuart, Maria und Elisabeth Tudor; an die russischen Autokratinnen des 18. Jahrhunderts, an die dänische Marie Juliane, an Caroline von Neapel, die würdige Genossin einer Lady Hamilton. — In Erfindung und langjähriger Verübung raffinirter Unthaten gegen ihre zahlreichen Dienerinnen fast einzig dastehend erscheint jene berüchtigte „Blutgräfin“ Elisabeth Báthory, deren zutreffende psychologische Analyse freilich noch aussteht (es scheint sich um ein Product eigenartigen Blutaberglaubens — vielleicht aber auch um einen Fall von weiblichem Sadismus auf hysterisch-degenerativer Grundlage gehandelt zu haben). [1]) Ein schwaches Seitenstück dazu bietet aus neuerer Zeit die (wegen Marterung ihrer Lehrmädchen durch den Strang hingerichtete) schottische Mrs. Brownrigg. [2])

Begreiflicherweise spielt gerade bei den vom Weibe ausgehenden und verübten Grausamkeiten die im voraufgehenden Abschnitte characterisirte Form der Flagellation eine hervorragende Rolle, als mit Fug und Recht geschätztes und begierig herangezogenes Mittel, um die Gegnerin nicht nur körperlich zu martern, sondern auch zugleich durch die ihr angethane Schmach auf das Tiefste seelisch zu demüthigen. Venus geisselt die gebundene Psyche, Gerlinde lässt Gudrun mit Ruthen streichen; Fredegunde peitscht die mit den Haaren an einen Bettpfosten gebundene Geliebte ihres Stiefsohnes Meroveus, Goswintha ihre Schwiegertochter Ingundis, die sie bei den Haaren herumschleift. Elisabeth Báthory lässt ihre unglücklichen Opfer entkleidet zu Tode peitschen. Die „gütige“ Czarin Elisabeth lässt ihre Nebenbuhlerin Frau von Lapuchin, die „schönste Frau des Hofes“ unter dem Deckmantel einer politischen Intrigue öffentlich knuten, und ihr dann noch die Zunge ausreissen. In dem fast ein Jahrhundert gynäkokratisch regierten,

---

[1]) Vergl. „Die Blutgräfin“ (Elisabeth Báthory), ein Sitten- und Charakterbild von R. A. Elsberg. Breslau, Schottländer, 1893.

[2]) Die neueste Massenmörderin, die amerikanische Krankenwärterin Jane Toppan, hat, nach eigenem Geständniss „fast lauter Frauen“ zu ihren Opfern erkoren; um Männer hat sie sich, wie sie sagt, nie bekümmert.

halbbarbarischen Russland begeben sich noch zahllose, nicht minder erbauliche Dinge; selbst die doch westlicher Cultur entstammende grosse Catharina geisselt das mit einem ihrer Günstlinge überraschte Fräulein Bruce eigenhändig, lässt Fräulein Buturlin wegen einer witzigen Carricatur auf die Kaiserin vor versammeltem Hofe durch Pagen auspeitschen, und die mit ihrem Günstling Momonow verheirathete schöne Fürstin Tscherbatow einer Indiscretion wegen bei Nacht von sieben als Weiber verkleideten Moskauer Polizisten aus dem Ehebett reissen und vor den Augen ihres zum entsetzten Zuschauen verurtheilten Gatten mit Ruthen züchtigen.

Sehr bezeichnend ist eine Scandalaffaire, die sich in Frankreich unter dem roi soleil, Ludwig dem Vierzehnten, abspielte und damals viel Acten- und Pamphletstaub aufwirbelte.[1]) Es handelte sich um eine bittere Verfeindung zwischen zwei früheren Freundinnen, der Dame de Liancourt und der Marquise Tresnel. Jene, eine schöne geistvolle Frau, sollte die Marquise durch einige auf deren Lebenswandel bezügliche satirische Bemerkungen gekränkt haben. Die Marquise lauert ihrer Gegnerin mit bewaffnetem Gefolge auf der Landstrasse auf, lässt sie aus der Kutsche herausreissen, von ihren Lakaien niederstrecken, schmachvoll entblössen und auspeitschen; ob bei dieser Gelegenheit noch, wie in der Anklageschrift angedeutet wird, ein unsittliches Attentat durch einen der Lakaien — einen Neger — an ihr verübt wurde, ist nicht sicher erwiesen.

Ein Jahrhundert später rächt sich eine andere Marquise an dem Chevalier von Boufflers für ein sanglantes Epigramm, indem sie ihn vor ihren Augen von Lakaien durchpeitschen lässt — wofür er übrigens in geschickter Weise Repressalien zu üben versteht.[2]) Madame du Barry lässt unter buchstäblicher Ausnutzung eines von ihrem königlichen Liebhaber hingeworfenen Wortes ihre frühere Freundin, die Marquise de Rozen, die als Hofdame und Prinzessin (der Gräfin von Provence) sie neuerdings „geschnitten“ hat, durch vier Kammermädchen aufgreifen und energisch ausstäupen. Man erinnert sich vielleicht, dass vor ungefähr vierzehn Jahren Sarah Bernhardt ihre Collegin und abtrünnig gewordene Freundin Marie Colombier in der Wohnung überfiel und mit einer ähnlichen Züchtigung bedrohte.

Schlimmer und folgenreicher war das Schicksal der schönen Théroigne von Méricourt. Diese als Amazone von Lüttich oder als „belle Liégeoise“ vielgefeierte Strassenheldin der französischen Revolution — Lamartine nennt sie „la Jeanne d'Arc impure de la place

---

1) Vergl. Gayot de Pitaval, causes celèbres et intéressantes, Amsterdam et Lièges 1755, Band 3, p. 348.

2) La chronique scandaleuse, ou mémoires pour servis à l'histoire de la génération présente. Paris 1780, I—III, p. 11—13.

publique" — wurde von den „Tricoteusen", fanatischen Jacobinerinnen, am 21. Mai 1793 bei hellem Tage auf der Terrasse der Tuilerien überfallen, niedergeworfen, schmählich entblösst und mit Ruthen gezüchtigt. Sie verfiel vor Schmerz und Wuth in Raserei, und verbrachte den ganzen zwanzigjährigen Rest ihrer Tage, zuletzt in fast thierischer Herabgesunkenheit, in einer Zelle des Irrenhauses Bicêtre.[1]) Wir erfahren, dass die ihr in moralischer Hinsicht so unähnliche schöne Frau Roland damals eingestandenermaſsen Tag und Nacht von der Angst verfolgt wurde, dass der Pariser Pöbel auch ihr das Schicksal Théroigne's bereiten könnte, und dass das Tragen von caleçons seitens der Damen als ein freilich ungenügendes Schutzmittel für die exponirtesten Körpertheile seitdem allgemein aufkam. An Théorigne vollzog sich freilich die Nemesis; hatte sie doch nicht nur ihren literarischen Gegner Sulean, den talentvollen jungen Vertheidiger der Sache des Königthrons, bei Gelegenheit des Augustaufstandes 1792 mit penthesileenhafter Wuth hingemordet, sondern etwas später in jenen blutigen Septembertagen auch eine der entsetzlichsten Henkerscenen dieser Mordtage inspirirt und geleitet — die cannibalische Hinschlachtung einer unter dem Namen des schönen Blumenmädchens („la belle bouquetière") bekannten weiblichen Untersuchungs-Gefangenen der conciergerie du palais am 3. September 1792. Dies Mädchen war beschuldigt, an ihrem treulosen Geliebten, einem Grenadier der französischen Garde, aus Eifersucht einen Verstümmelungsversuch gemacht zu haben, und das gab ihren Henkern die Idee, nach Théroigne's Vorschlag einen Act unmittelbarer Wiedervergeltung an ihr zu vollziehen. Der Autor der histoire des Girondins schildert den grässlichen Vorgang folgendermaſsen:[2])

„Les assassins, parmi lesquels se trouvaient des vengeurs de sa victime et des instigateurs animés par sa rivale devancérent l'office du bourreau. Théroigne de Méricourt prêta son génie à ce supplice. Attachée nue à un poteau, les jambes écartées, les pieds cloués au sol, on brûla avec des torches de paille enflammée le corps de la victime. On lui coupa les seins à coup de sabre; on fit

---

[1]) Vergl. Lamartine, histoire des Girondins, I—III, livre 21, IV, p. 137—139. — Pellet, étude historique et biographique sur Théroigne de Méricourt, Paris 1886.

[2]) L. c. t. III, livre 25, p. 271. — An der Thatsächlichkeit des Berichtes ist, so märchenhaft er auch klingt, kaum zu zweifeln. Michelet, der Freund der Montagne, giebt in seiner histoire de la révolution freilich nur eine kurze Hindeutung. Dagegen findet sich in der „Collection des mémoires relatifs à la révolution française (mémoires sur les journées de Septembre 1792)" Paris 1823, p. 349, die Scene nach zeitgenössischen Quellen fast wörtlich übereinstimmend mit der obigen Darstellung geschildert. („Elle fut attachée à un poteau, nue, les jambes écartées, les pieds clonés contre terre, les seins coupés à coups de sabre, on employa pour la faire expirer et le fer et le feu d'une manière que la pudeur et l'humanité défendent de retracer".)

rougir des fers de pique qu'on lui enfonça dans les chairs. Empalée enfin sur ces fers rouges, ses cris traversent la Seine et allaient frapper d'horreur les habitants de la rive opposée. Une cinquantaine de femmes délivrées de la Conciergerie par les tueurs prêtèrent leurs mains à ces supplices et surpassèrent les hommes en férocité."

Die in den letzten Worten liegende Erfahrung findet sich bei ähnlichen Gelegenheiten immer und immer wieder bestätigt. Man sieht übrigens, dass die Phantasie eines de Sade nicht allzuweit zu suchen hatte, um Modelle seiner Sadisten und Sadistinnen in dem damaligen schlammig aufgewühlten französischen Volksboden zu finden. An Atrocität vermögen vielleicht nur rothe Indianerweiber mit diesen Megären der weissen Rasse zu wetteifern. Man weiss, dass Niemand den Indianer an ausgesuchter Grausamkeit in Marterung seiner Opfer übertrifft — es seien denn die Indianerinnen; und diese excelliren wiederum in Marterung weisser weiblicher Gefangenen. Ein von den Indianern geschonter und später entlaufener junger Bursche beschreibt als Augenzeuge folgende höllische Scene, deren Opfer eine abenteuerlustige junge Dame war, die von Indianern in Neu-Mexico aus einem Postwagen gerissen und davongeschleppt, erst eine Zeit lang gemissbraucht, dann wegen ihres widerwilligen Verhaltens den Weibern zu beliebiger Behandlung überlassen wurde: [2])

„She suddenly found herself surrounded by all the women in the party, dragged to a tree and tied with her back to it, her hands over her head and her feet wide apart. Then (the scout said) a scene ensued the like of which could not be equalled out of hell. The men took ne part in it — The women did it all. First they danced about the victim and jeered at her. Then one of them split one of her nipples with a knife. Then another did the same with the other. They cross-severed both breasts. Then they seamed her belly with their knives and thrust thorns into her hips and buttocks. They singed away the hair under her arms. They cut off first one lip and then the other of her vulva. Then they started a fire under her and kept it up until the inside of her thighs was wasted brown. Finally they thrust red hot brands up her vagina. jabbed their knives into her eyeballs, filled her mouth with red hot embers and scalped her." — Das Opfer soll unter diesen Martern noch fast zwei Stunden gelebt haben, zuletzt aber anscheinend unempfindlich gewesen sein, da sie nur noch ganz schwach ächzte.

Bemerkenswerth ist dabei die passive Rolle der Männer, die es zwar unter ihrer Würde finden, ein Weib zu martern, aber auch nicht die geringste Veranlassung nehmen einzugreifen und der Sache ein Ende zu machen. Uebrigens fehlt auch in dieser Scene so wenig wie in der mit dem Blumenmädchen das sexuale Motiv; die Weiber wurden aufgeregt — dort durch den Castrationsversuch, den das Mädchen in der Eifersucht gegen seinen Liebhaber gemacht hatte; hier dadurch,

---

[2]) Human Gorillas. A study of rape with violence. Paris, Charles Carrington 1901, p. 163, 164.

dass das Opfer ihren Männern zuvor längere Zeit als Object ihrer Begierden, wenn auch unfreiwillig, gedient hatte.

Natürlich hat es auch an weiblichen Scheusalen nicht gefehlt, die in Beziehung auf Grausamkeit gewissermaſsen bisexual waren, und gegen Männer und Weiber paritätisch und unterschiedlos wütheten. Dass es aber Weiber giebt, die mit Vorliebe und zum Zwecke der Befriedigung algolagnistischer Instincte die Misshandlung und Marterung von Männern betrieben — also Sadistinnen im engeren Sinne — dies wird wenigstens durch die geschichtliche Erfahrung nicht gerade in hervorragendem Maſse beglaubigt, während die neuere (masochistische) Literatur allerdings an derartigen Beispielen reich ist. Die immer wieder aufgefrischten Märchen von den Amazonen, der böhmischen Wlasta, der „schwarzen Czarin", der Negerkönigin Zinga, der Chinesen-Kaiserin Tao-Ki u. s. w. passen grösstentheils wenig in diesen Rahmen; und jene zum Ueberdruss besungene Margarethe von Burgund, die ihre Eintagsliebhaber nach einer in der Tour de Nesles durchschwärmten Nacht in der vorbeifliessenden Seine ertränken liess, folgte dabei wohl mehr einem Gebote handgreiflicher Klugheit als sadistischen Impulsen.

Im „Sadismus" des Weibes will man — ebenso wie im „Masochismus" des Mannes — gewissermaſsen eine Umkehr des natürlichen Geschlechtsverhältnisses erblicken. Man argumentirt, dass das Weib im Verhältniss zum Manne gewissermaſsen von Natur masochistisch angelegt sei — wie der Mann dem Weibe gegenüber von Natur sadistisch. „Im Verkehr des Geschlechtes kommt dem Manne die active, selbst aggressive Rolle zu, während das Weib passiv, defensiv sich verhält" (Krafft-Ebing). Aus dieser banalen Halbwahrheit soll deducirt werden, dass es ganz in der Ordnung sei, wenn das Weib ihr Glück darin finde, vom Manne geprügelt und mit Füssen getreten zu werden — während man das umgekehrte Verhältniss als etwas Widernatürliches, als Inversion des normalen Geschlechtsverhältnisses auffassen müsse.

Indessen dürfte eine derartige Auffassung wohl vor dem Richterstuhl der Vernunft wie der täglichen Erfahrung gleich schlecht bestehen. Wenigstens unsere heutigen, im Grossen und Ganzen zwar keineswegs „emancipationslüsternen", aber mehr und mehr zu einem gesunden und richtigen Selbstgefühl heranreifenden Frauen würden mit einer solchen, das biblische Herrengebot noch weit überspannenden Anschauung kaum etwas anzufangen wissen. Die in Demuth ersterbenden Griseldisnaturen können ebensowenig als Frauenideale gelten, wie die männerzerfleischenden Penthesileen; die einen gebahren sich so krankhaft unerfreulich und widerlich wie die anderen — und selbst das vielgepriesene Käthchen von Heilbronn dürfte einem Manne von gesundem Fühlen und Denken im Grunde wenig Sympathie einflössen; sie ist eine psychopathische Hallucinantin, eine erotomane Hysterische, die

auch nur ein männlicher Hysteriker, wie es Heinrich von Kleist unbeschadet seines Genies war, so recht nachzuempfinden und zu goutiren vermochte.

Durch unzählige Citate hat sich die Fabel von jener jungen russischen Ehefrau fortgeschleppt, die unglücklich darüber ist, von ihrem Manne noch nicht den national herkömmlichen Liebestribut in Form von Schlägen empfangen zu haben, und die nicht eher ruht, als bis er ihr diesen schlagenden Liebesbeweis mit einer eigens beschafften Ruthe auf die von der Natur für diesen Zweck präformirten Körpertheile nachträglich liefert. Die nicht schlecht ersonnene und ursprünglich ganz naiv gefasste Fabel wird von Doppet in seinem Traité du fouet schon mit echt französischem Raffinement aufgetischt und ist von da mehr oder weniger ausgeschmückt und entstellt in alle späteren Flagellationsschriften übergegangen. Aehnlich lässt übrigens auch Montesquieu in einer seiner Lettres Persanes (51) eine Russin ihre Sehnsucht nach Prügeln aussprechen und ihr Schicksal beklagen, dass ihr Mann sie in dieser Beziehung arg vernachlässige, während ihre Schwester das Glück habe, von dem ihrigen alle Tage braun und blau geschlagen zu werden. Man beruft sich darauf, dass auch die grosse Katharina sich in Adaptirung an russische Landessitten von Potemkin habe mit der Peitsche tractiren lassen — was allerdings weit weniger feststeht, als ihre (schon früher erwähnten) activ flagellantistischen Neigungen. Wenn übrigens in der That die bis auf Peters des Grossen Zeit unter barbarischem Druck schmachtende russische Frauenwelt damals noch und auf lange hinaus das Gefühl ihrer Würde abgestumpft oder bis zu einem gewissen Grade eingebüsst haben sollte, so könnten daraus allgemeine Folgerungen zu Gunsten eines naturgemässen weiblichen Masochismus gerade so wenig hergeleitet werden, wie aus dem entgegengesetzten Verhalten des von Sacher-Masoch mit bekannter Vorliebe geschilderten polnischen Frauentypus zu Gunsten eines naturgemässen weiblichen Sadismus.

Die vielen Sadistinnen der modernen Literatur, namentlich aus den späteren Sacher-Masoch'schen Erzeugnissen und denen seiner Epigonen und Nachahmer, sind gewiss im Grossen und Ganzen mehr fromme Wünsche, wirklichkeitslose, idealisirte oder stilisirte Phantasiegeschöpfe ihrer decadenten Verfasser — Wunschmaide oder Walküren, in denen diese traurig gestalteten Helden ihr eigenartiges Weibideal sehnsüchtig verkörpern. Das „sadistische Weib“ ist — in der Literatur sicher, und bis zu einem gewissen Grade wohl auch im Leben — eine Schöpfung des masochistischen Mannes. Da der „Masochist“ zu seiner Anregung und Befriedigung ein Weib braucht, das ihn wie einen Hund oder schlimmer als einen solchen behandelt und prügelt, so erschafft er sich, wie Pygmalion die geliebte Galathee, für Kunst und Leben Weiber nach seinem Bedarf und stattet

sie mit den unentbehrlichen Attributen, auch mit dem ganzen hoheitsvollen Nimbus aus, den sie für ihn haben müssen, um ihn in der zu seiner Beglückung erforderlichen Weise als gebietende Herrin und Sclavenbeherrscherin ausgiebigst zu maltraitiren. So Sacher-Masoch's Frauen, seine Venus im Pelz, seine afrikanische Semiramis, die Heldinnen seiner nachgelassenen Novellen, eine Lola, Theodora, Ilona, Materna u. s. w. so auch Schlichtegroll's Hexe von Klevan und die Pfannenbergerin seines Ulrich von Lichtenstein. Diesen psychologischen Fehl- und Missgeburten würdig zur Seite stehen jene stolzen Frauen und governesses des, wie es scheint, eine englische Specialität bildenden masochistischen Erziehungsromans, die die ihnen anvertrauten jungen Lords (solche müssen es immer sein) in Weiberkleidung, mit enggeschnürten Corsets, unter der Ruthe und mit den demüthigendsten Dienstleistungen und Huldigungen aufziehen — um übrigens am Schlusse die Sonne ihrer höchsten Gunst über (oder unter) ihnen leuchten zu lassen. Viel tiefer erfasst wird der Typus einer echten „Sadistin" neuerdings von dem bedeutenden französischen Novellisten Octave Mirbeau in seinem als Lectüre freilich fast unerträglichen „Jardin des supplices". Seine Sadistin repräsentirt den Typus der sexualperversen Hysterischen — allerdings auch zugleich der Beherrscherin des schwachen, verliebten und darum ihr gegenüber willenlosen Mannes. Nun giebt es ja leider Hysterische mehr als genug; auch giebt es in gewissen Gesellschaftschichten unserer Grossstädte Damen genug, die gern die „Perverse" in irgend einer Form spielen oder wenigstens markiren möchten — wie es bekanntlich Verbrecher genug giebt, die mit Vorliebe den „wilden Mann" spielen. Man merkt diesen Damen die Mühe an, die sie darauf verwenden, auf Stuck's Sünde oder auf Klinger's Salome und verwandte Kunstschöpfungen zu posiren oder sich in ihren zur Schau getragenen Gefühlen auf gewisse dramatische Ibsen- und Sudermann-Heldinnen hinauszuspielen; wobei sie glücklicherweise zumeist doch in der Philisterei stecken bleiben und es, wenn's hoch kommt, nicht über „eine von Hysterie befallene Buchholtz" (wie Heinrich Mann sehr hübsch sagt) hinausbringen. Eine reizende Selbstpersiflage einer solchen ihre Phantasie künstlich überhitzenden would be-Perversen enthält Marie Madeleine's allerliebste Dichtung „Grössenwahn" .Die perverse Dichterin betrachtet sich mit Begeisterung im Spiegel:

„Ich finde, von klingendem Rhythmus
Ist doch ein jeder Vers —
Und ausserdem bin ich wirklich
Doch eigentlich riesig pervers!

Hätt' ich nur nicht so viele Gedanken;
Ich glaube das thut nicht gut!"
So sprach sie betrübt und probirte
Ihren neuen Pariser Hut.

„Ich habe so viele Gedanken,
Und pervers bin ich ausserdem;
Ich bin in der That für alle
Ein ungelöstes Problem!“[1])

Einzelne als weiblicher Sadismus gedeutete Fälle, die aus neuerer Zeit berichtet werden, sind theils in den Einzelheiten zu unsicher oder zu wenig aufgehellt, theils sind sie mit anderweitigen Motiven in solcher Weise durchsetzt, dass sie als rein sadistische Belege jedenfalls nicht gelten können. Es wird von einer Circusdirectorin erzählt, die die Gewohnheit hatte, jeden Abend nach beendeter Vorstellung das männliche Personal, einschliesslich ihres Gemahls, mit der Reitpeitsche durchzuprügeln, und die sich schliesslich eine gerichtliche Verurtheilung, wegen schwerer Körperverletzung, zu mehreren Wochen Gefängniss zugezogen haben soll. Mehr sadistische Züge würde, wenn sicher gestellt, ein anderer Fall zeigen,[2]) der geradezu an gewisse Scenen bei de Sade erinnert; ein junges Mädchen soll nämlich mit dem Gatten einer verheiratheten Frau ein Liebesverhältniss unterhalten und ihre Herrschaft über den Mann benutzt haben, um ihre unglückliche Nebenbuhlerin jeden Tag auf das Grausamste mit Stockschlägen zu misshandeln und überdies zu den niedrigsten Arbeiten für sie zu zwingen; später soll sie auch dem Manne, als dieser sich seiner Frau anzunehmen versuchte, den Stock zu kosten gegeben haben. Die Sache erscheint nicht durchsichtig genug; wohl möglich, dass hier neben Eifersucht und befriedigtem Hochmuth auch wirklich sadistische Triebfedern hineinspielten. Von einer Bezugnahme auf weitere, nach der Seite des thatsächlichen Verlaufes wie der psychologischen Analyse gleich wenig klarliegende Fälle mag hier Abstand genommen werden.

Als Ergebniss sei am Schlusse dieser Betrachtungen nochmals wiederholt, dass, wenn auch ein natürlicher Hang zur Grausamkeit — und zwar überwiegend dem eigenen Geschlechte gegenüber — dem Weibe nicht abgesprochen werden kann, doch die algolagnistischen Erscheinungsformen beim Weibe Ausnahmezustände und in ihren höheren Graden

---

[1]) Der gleichen Categorie scheint auch die unter dem Namen „Dolorosa“ ihre Lyrik spendende Dichterin anzugehören, die sich ansingt:

„Vor meinen Augen springen Funken,
So toll und sündhaft wie mein Blut“ u. s. w.

(„Confirmo te chrysmate“, Berlin, Lilienthal). — Noch manche andere pseudoerotische Blüthen jüngster weiblicher Lyrik (und Novellistik) liessen sich hier anreihen.

[2]) Vergl. das schon citirte Werk „Stock und Peitsche“, 2. Auflage (1902) p. 208. — Wenn man sieht, wie in diesem Buche Wahrheit und Dichtung durcheinander gemischt sind, und mit welcher Unzuverlässigkeit auch gerichtlich verhandelte Fälle darin wiedergegeben sind (z. B. auf p. 149 der Fall Franke, bei dem ich selbst als Sachverständiger mitgewirkt habe), so erscheint ein gewisses Misstrauen nicht unberechtigt.

wohl immer krankhafter Natur sind — gerade wie beim Manne; nur dass sie eben ausserordentlich viel seltener vorkommen als beim Manne. Rein sadistische Züge mögen dem Weibe als solchem ursprünglich vielleicht gar nicht eigen, sondern, wo sie sich finden, erst durch den entnervten, schwachen, verliebten und in der Verliebtheit unmännlich und verächtlich gewordenen Mann provocirt sein. Für den sexuell geknechteten Mann mag das brünstig begehrte Weib dann freilich zum blutsaugenden Vampyr, zur Lorelei oder zur männerwürgenden Russalka sich gestalten — in welchen schönen und tiefsinnigen Schöpfungen der Volkspoesie man ja auch Darstellungen von weiblichem Sadismus zu finden gemeint hat, während sie in Wahrheit doch nur die Macht des auf den Mann verhängnissvoll und verderblich einwirkenden Weibzaubers symbolisch verkörpern.

Sadismus und Masochismus in der neuesten Literatur.

Von der namentlich in Frankreich und England schwunghaft betriebenen Literatur, die aus der Ausbreitung der verschiedensten Formen sexualer Perversionen eine Specialität und, nicht selten, eine pornographische Speculation macht, soll hier nicht die Rede sein; ebensowenig von jener Hintertreppenliteratur, die den Neigungen ihres Publikums auf das Lüsterne und zugleich auf das Schauerlich-Grausame Rechnung tragen muss und dabei meist mit mehr „gutem Willen“ als mit Geschick ihre Fäden um sensationelle Tagesereignisse und geschichtliche Actualitäten unverdrossen herumspinnt. Wenn ein Octave Mirbeau im „jardin des supplices“, seine hysterische Sadistie inmitten blühender Gartenparadiese in den grässlichen Folterorgien chinesischer Straf- und Hinrichtungstätten schwelgen lässt, so haben bei uns die vor zwei Jahren so beliebten „Chinesengräuel“ meines Wissens nur in der Colportage-Literatur eine — allerdings in dieser Hinsicht recht ausgiebige — Verwerthung erfahren. Es sind mir vier, sämmtlich sehr umfangreiche Schauerromane dieses Inhalts bekannt, denen freilich mit einer speciellen Namhaftmachung — zumal sie jetzt schon wieder der verdienten Vergessenheit anheimgefallen sein mögen — zu viel Beachtung geschenkt werden würde. Immerhin darf aber der sittlich gefährdende und schädigende Einfluss dieser Sorte von Literatur auf weite Volkskreise — und zumal auf die heranwachsende Jugend — nicht unterschätzt werden.

Derjenige Theil unserer deutschen Gegenwart-Novellistik, der sich von vornherein vorzugsweise an die, wenn nicht „höhere", doch besser situirte Gesellschaftschicht, an die Träger und Trägerinnen von „Bildung und Besitz" wendet — ist freilich auch von einer oft bedenklichen Neigung zu sadistischen Zügen und Schilderungen nicht ganz frei zu sprechen, wovon auch die voraufgegangenen Abschnitte bereits mehrfache Beispiele enthielten. Ich will von den ausgesprochenen und zielbewussten Vertretern derartiger Richtungen ganz absehen, und mich mit zwei — sozusagen — Stichproben jüngster novellistischer Production, und zwar von keineswegs talentlosen Autoren begnügen.

In dem die wohlbekannte Atmosphäre von Berlin W. athmenden, übrigens mit zolascher Energie und Verve geschriebenem Roman „Im Schlaraffenland" von Heinrich Mann wird eine vor dem „vornehmsten Premièrenpublikum" sich abspielende Erstaufführung eines Proletarierstückes „Die Rache" Act für Act beschrieben, womit offenbar Aufnahme und Erfolg der Hauptmann'schen „Weber" vor einem gleich beschaffenen Publikum in drastischer Weise übertrumpft werden sollen. Da wird u. A. die als „Messalina" geschilderte Gattin eines Fabrikdirectors von dem wüthenden Volk auf die Bühne geschleppt und öffentlich ausgepeitscht, unter rasendem Beifallsjubel der diese Scene da capo fordernden „Millionäre". Nach allerlei anderen Gräueln wird in der Kirche, wo sich die Proletarier gegen das heranrückende Militär vertheidigen, der „kriegsgefangenen Messalina" mit Gewalt ein Chorhemd übergezogen, sie wird von der Kanzel herabgestossen, unten aufgefangen, in ein grosses Weihwasserbecken getaucht und schliesslich ganz durchnässt auf die Barrikade gestellt, „dorthin wo die meisten Schüsse fielen". Diese Episode hat einen „starken Heiterkeitserfolg"; das Parterre „krümmte sich" und die Logeninhaberinnen „schluchzten leise vor Vergnügen". Später wird ein Eisenbahnzug zum Entgleisen gebracht; einige unverletzte Frauen werden von den im Hinterhalt liegenden Proletariern „unter viehischem Brunstgebrüll hinter das nahe Gebüsch" geschleppt, und die Damen der Logen „erhoben sich von ihren Sitzen, um über die Sträucher wegzusehen".

„Die Illusion war so stark, dass einige Empfindliche sich das Taschentuch vor die Nase hielten. Aber die meisten der fleischigen Brünetten auf den Rängen pressten, weit vorgebeugt, mit nervösen Händen die schwer arbeitende Brust. Sie schlossen die Augen in der Hingebung des Genusses. und ihre leidenschaftlichen Nüstern öffneten sich weit in den mit matter feuchter Blässe bedeckten Gesichtern. Sie sogen, halbbetäubt, den faden Blutgeruch ein, der warm durch das Haus zu schwimmen schien. Als endlich das Zeichen zum Applaus gegeben wurde, hatte die Wuth ihrer aufgepeitschten Instincte sie bereits so entkräftet, dass sie kaum noch die Hände zu erheben vermochten. An Hälsen und Nacken perlten grosse Tropfen, der säuerliche Duft ihrer Transpiration vermischte sich mit den schweren Wohlgerüchen, die den erhitzten Kleiderstoffen und den Blumen entströmten. Hier und

da tönte ein schrilles, gläsernes Auflachen mit dem Klirren der Brillanten zusammen. Junge Mädchen, die hinter dem Rücken der Mütter lüstern hervorlugten, kreischten laut auf — zwei oder drei von ihnen fielen in Ohnmacht."

Die nur allzurealistische Lebenswahrheit der Schilderung — so ähnlich mögen sich die Matronen der römischen Verfallzeit bei den Aufregungen der geliebten Gladiatoren- und Thierkämpfe und die schönen Madriderinnen beim nationalen Genuss der Stiergefechte nicht selten geberdet haben — mag der Länge des Citats zur Entschuldigung dienen. Daneben sei noch eines anderen novellistischen Werkes gedacht, des unter dem Deckmantel der Pseudonymität von einer talentirten jugendlichen Schriftstellerin verbrochenen Phantasieromans „der letzte Mann" von Eva. Es ist die Geschichte eines Uebermenschen, der von der Höhe der errungenen Weltherrschaft durch die zuletzt sich aufbäumende stumpfe Masse in Vernichtung gestürzt wird. Es enthält eine Fülle blut- und wollusttriefender Schilderungen, die glorreich durch die Schlussscene gekrönt werden, in der das geflüchtete Uebermenschenpaar nackt auf einer wüsten Inselklippe im Angesicht des Todes und der Verfolger und vor einem gestürzten Crucifix die letzte Bejahung des Lebenswillens, den letzten Zeugungsact ausführt und sich dann höhnisch triumphirend von dem steilen Felsvorsprung ins Meer hinabschwingt. Eine merkwürdige Apotheose! — Auf die (schon in der Darstellung de Sade's näher gewürdigte) dem Sadismus überhaupt vielfach inhärirende Verkettung mit blasphemischen Vorstellungen, wie sie in den beiden citirten Romanstellen übereinstimmend hervortritt, sei nur beiläufig verwiesen.

Wie schon früher die unter dem Namen Rachilde thätige Schriftstellerin die — übrigens recht schwach ausgefallene — Entwicklungsgeschichte einer Sadistin, so haben neuerdings Poinsot und Normandy in dem bereits erwähnten Roman „l'échelle" die Entwicklungsgeschichte eines Sadisten zu geben versucht; oder sie haben sich wenigstens bemüht, die verschiedenen Etappen des von ihm zurückgelegten Weges, von der grausamen Thierquälerei des Knaben und vom zufälligen Anblick der ersten aufregenden Flagellationsscene bis zu den algolagnistischen Delirien und Hallucinationen, in denen der auf der letzten Sprosse Angelangte einer erträumten Geliebten die scheusslichsten Besudelungen und Misshandlungen zufügt, nach „menschlichen Documenten" zu schildern. — Als ein Seitenstück oder eine Ergänzung dazu darf in gewissem Sinne die Entwicklungs- und Verfallsgeschichte eines Masochisten in dem (anonym erschienenen Romane) „la maitresse et l'esclave" gelten. Das Buch ist im Einzelnen höchst widerwärtig und abstossend; aber nicht übel ist der Grundgedanke durchgeführt, wie der Anstoss zu den späteren masochistischen Verirrungen bei den „Helden" als acht- oder neunjährigem Knaben durch ein seine Sinnlichkeit zu-

erst erweckendes Dienstmädchen gegeben wird; wie die damals heraufbeschworenen Gefühle und Vorstellungen dann lange Jahre hindurch anscheinend schlummern, um nach einer langen, conventionell glücklichen Ehe bei dem schon alternden Vierzigjährigen wiederum durch einen zufälligen Anlass jählings hervorzubrechen und nun seinen ganzen Lebensrest mit uneindämmbarer Gewalt zu überfluthen.[1])

Viel minderwerthiger ist der unter dem Gesammttitel „les déséquilibrés de l'amour“ von Armand Dubarry herausgegebene Romancyclus (wovon einzelne Bände u. A. „coupeur de nattes“ und „les flagellants“); ohne jede künstlerische Erfindung und Darstellung und mit eingestreuten pseudo-wissenschaftlichen, meist nach Krafft-Ebing übersetzten Compilationen. — Einzelne sadistische Scenen enthält auch Méténier's „Madame La Boule“.

Schliesslich mögen noch Proben von zwei früh verstorbenen jüngeren Dichtern mitgetheilt werden, die bekunden, wie tief sadistische und masochistische Instincte auch in den lyrischen Stimmungsgehalt heutiger Poesie eindringen und wie schwer es gerade dem phantasiebegabt Schaffenden werden mag, diesen Einflüssen nicht zu unterliegen.

Der hochbegabte, zu früh verstorbene Ludwig Jacobowski[2]) singt in „Warum ich liebe“:

„Doch wenn ich jetzt herüberrisse
Dein stolzes Haupt mit einem Ruck,
Und küsste Dich mit wildem Bisse
Dass kaum Du stammeln kannst „genug“;
Und bluteten Dir beide Füsse
Von meiner Peitsche rothem Strich
— Wehthun schafft tausendfache Süsse! —
Dann lieb ich Dich, dann lieb ich Dich! —“

Entgegengesetzter Natur ist — oder auch vielmehr war — das Liebesideal von Johannes Wedde.[3]) Er sucht stets nach seiner „Lilith“, nach dem Ewig-Weiblichen in der Form grausamer Schrecklichkeit:

„O wo find' ich Dich? Wo fass' ich
Dich, Du süsse Folterin?“

---

[1]) Man denke an den in mancherlei Beziehung vorbildlichen Kammerherrn und Senator Graf Muffat in Zola's „Nana“!

[2]) Gesellschaft, Band XV, 1899, Heft 1, p, 33.

[3]) Gesammelte Werke, 2 Bände, Hamburg, Hermann Grüning, 1894. — Vergl. Magazin für Literatur, 1896, 9. — Der (1890 verstorbene) Verfasser war zugleich skeptisch agnostischer Mystiker und socialdemokratischer Agitator! Ein begeisterter Anhänger (Hermann Müller) feiert ihn neuerdings in einer eigenen Schrift als literarische Grösse und zugleich als Mann von urdeutschem Gemüthe.